Ein untergegangenes
Grafengeschlecht.

Erzählung

für Volk und Jugend

von

Wilhelm Herchenbach.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1868.

Erstes Kapitel.

Zwei heilige Bäume.

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume, die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles ward erquickt, mich zu erquicken.

Göthe.

Unter der großen Linde in Kesselsheim lag eine kleine Strohhütte. Der alte Baum und die Hütte gehörten zusammen wie Schwester und Bruder und kein Mensch im Dorfe hatte eines von beiden je jünger gekannt, als es jetzt aussah. Schon die Großväter, welche an Krückstöcken zwischen den Gärten umherspazirten, hatten den Baum die alte Linde genannt und von ihren eigenen Großvätern wieder dieselbe Benennung gehört. Es ging aber die Sage, die Vorfahren

des jetzigen Eigenthümers, die Feilenhauer nämlich, hätten seit undenklichen Zeiten, eine Generation nach der andern, darin gewohnt, und auf der Stelle der armseligen Hütte habe ursprünglich ein stolzes Schloß gestanden, das sei von einem Grafen von Feilenhauer erbaut worden, dem rings umher alles Land und aller Wald zu eigen gehört.

Die Sage ging noch weiter; sie erzählte, der Graf von Feilenhauer sei ein kreuzbraver Mann und ein Vater der Armen gewesen, aber er habe einen Bruder gehabt, der ihn um das Seinige betrogen und ihn um Ehre und Vermögen gebracht habe.

Nun, das waren alte Geschichten, die man sich aus Kurzweile erzählte, an die aber Niemand glaubte; es hatte auch wirklich nicht den Anschein, als ob hier jemals gräfliches Gemäuer gestanden. Die Hütte lag allerdings auf einem bachumflossenen Hügel in einer Niederung, das war aber auch Alles. Merkwürdiger war schon der Bewohner, ein zwanzigjähriger Jüngling, der früher eifrig wissenschaftlichen Studien obgelegen und sogar eine Zeitlang die Universität besucht hatte, jetzt aber ein simpler Holzschläger war. Wir werden übrigens im Verfolge hören, daß dieß auch seine natürlichen Gründe hatte. Vor drei Monaten lebte die alte Mutter noch mit ihm unter demselben Dache, aber die lag nun auf dem kleinen Kirchhofe neben dem Vater, und Wolfgang Feilenhauer war ganz allein in der Hütte.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als er sich von seinem ärmlichen Lager erhob und das eiserne Oellämpchen anzündete. Rasch war er angekleidet, gewaschen und gekämmt. Von seiner Mutter hatte er

die gute Angewöhnung geerbt, auf dem alten Betschemel knieend sein Morgengebet zu verrichten. Niemals vergaß er es und sein Gebet kam recht tief aus dem Herzen. Das will für einen Studirten schon was sagen.

Ein Stück Brod und ein Schluck Wasser war sein Frühstück und es schmeckte ihm heute so vortrefflich, daß er das grobe Gebäck einmal verwundert anschauen mußte. Es gingen so viele Sagen über seine Hütte, daß er sich nicht groß verwundert haben würde, wenn sein frugaler Morgen-Imbiß während der Nacht durch eine wohlthätige Fee eine Verwandlung zum Bessern erfahren hätte.

Aus dem Winkel nahm er jetzt die Axt und trat vor die Hütte. Die aufgehende Sonne beleuchtete die kräftige, wohlgebaute Gestalt und das blühende Gesicht. Wahrlich, er war ein schöner Jüngling, und obschon er sich niedrigem Gewerbe hingegeben, so hatte seine ganze Erscheinung doch etwas Vornehmes. Die alten Leute sagten, so seien die Feilenhauer alle gewesen, sie sähen wie wirkliche Grafen aus.

Einen Blick in die mächtigen Aeste der rauschenden Linde werfend, schritt er hinweg; auf dem steinernen Brücklein blieb er einen Augenblick stehen und schaute den flüsternden Wellen des Bächleins nach, das seine Hütte in einem weiten Kreise umzog, und eine kleine Insel aus ihr machte. In frühern Zeiten sollten auch die Wiesen und Ländereien innerhalb dieses Kreises zu der Hütte gehört haben. Wolfgang hatte es oft erzählen hören, aber niemals den Drang verspürt, der Wahrheit nachzuforschen. Es lag ihm auch nicht viel daran, es zu ergründen. Seine Mutter hatte ihm nur gesagt,

es bestehe eine Familienüberlieferung, daß die Hütte niemals in fremde Hände übergehen solle und er hatte ihr versprechen müssen, es ebenso zu halten. Das wollte er; wenn er auch kein gräfliches Wappen aufweisen konnte, so sollte doch der Stammsitz der Feilenhauer unangetastet erhalten bleiben. Schulden standen nicht darauf und er verdiente mit seiner Axt genug, um sie vor dem Verfall zu bewahren.

Er ging weiter; sein Weg führte an dem kleinen Kirchhofe vorbei. Das Pförtchen öffnend trat er ein und schritt an den bethauten Gräbern vorüber. An der letzten Reihe blieb er an einem sorgfältig gepflegten Hügel stehen. Die Blumen, welche er auf denselben gepflanzt hatte, ließen die Köpfe hängen, denn es war schon spät im Herbste und in der vorhergehenden Nacht hatte es stark gefroren. Wehmüthig kniete er nieder und verrichtete für seine Lieben ein andächtiges Gebet, dann ging er nachdenklich weiter.

Rechts vom Wege lag das alte Burghaus des Herrn von Cedernstein auf einer erhabenen Felsplatte, ringsum von einem stattlichen Parke umgeben. Die Hirsche und Rehe, welche hier gehegt wurden, kamen an die Umzäunung und ließen sich von ihm am Kopfe kraueln.

„Der Herr Walram von Cedernstein hat alles, was eines Menschen Herz begehren kann," sprach er zu sich selbst, „aber er macht immer ein mürrisches Gesicht und es ist die Frage, ob er so heiter und vergnügt ist, wie der arme Wolfgang Feilenhauer, der in seinem Dienste die Axt gebrauchen muß."

Dem stattlichsten Hirsche einen Schlag mit der Hand auf die Schulter gebend, setzte er seinen Weg fort und

pfiff ein Lied in den kalten Morgen hinein. Die Wiesen rechts und links glitzerten im Thau, die Sonne vergoldete jedes Tröpfchen und schuf ein Feld voll leuchtender Diamanten daraus. Jetzt hatte er den Berg mit den hochstämmigen Waldbäumen erreicht; der stärker sich hebende Wind schüttelte die weitausgebreiteten Kronen und streute das gelbe Laub auf seinen Kopf und seine Schultern.

Seine kräftige Natur kannte nichts von Frösteln, im Gegentheil heimelte es ihn an, wenn der Sturm durch die Aeste fegte, denn das war ja auch eine Aeußerung von Kraft. Höher und höher kletterte er empor und erreichte endlich eine Stelle, wo die dicksten Eichen angeschlagen und numerirt waren. Herr Wallram von Cedernstein ließ jeden Winter eine Anzahl Stämme niederschlagen und er löste daraus bedeutende Summen, die in der Hauptstadt verpraßt oder für Pferde, Wagen und dergleichen Liebhabereien verausgabt wurden. Die Leute sagten, er mache in der Residenz oft an einem Abende mehr durch, als ganz Kesselsheim den Winter über brauche. „Und für uns thut er nichts!" setzten sie mißvergnügt hinzu. „Wer einen Zipfel von seinen Aeckern und Wiesen in Pacht hat, den schraubt er alle Jahre höher, bis er zuletzt die Summe nicht mehr erschwingen kann und aus seinem kleinen Besitz gejagt wird."

Sie sagten noch mehr oder vielmehr sie flüsterten es, denn alles das, was über ihn rund ging, laut zu sagen, möchte gefährliche Folgen gehabt haben.

Mitten auf der Krone des Berges lag ein Waldfleck mit himmelhohen, kerzengeraden Buchenstämmen;

der aber gehörte nicht dem Grafen, sondern dem alten Helferich in Kesselsheim. Wallram hatte seit Jahr und Tag nach dem hübschen Waldflecke geangelt und eine bedeutende Summe darauf geboten, denn es kränkte seinen Stolz, daß ein Anderer so mitten im Herzen seines Eigenthums lag; aber der alte Helferich war ein eigensinniger Kauz. „Ei was verkaufen," sagte er; „ich hab's nicht nöthig und die Bäume sind meine Freude; darum soll auch, so lange ich lebe, keine Axt daran kommen."

Dabei blieb er, und wenn der Graf Holz schlagen ließ, so machte er absichtlich einen Spaziergang unter seinen Buchen und zeigte triumphirend auf seinen schönen Holzbestand. Hin und wieder fielen dann auch wohl ein paar höhnische Worte über des Grafen schlechte Bewirthschaftung und das führte nach und nach eine fast unerträgliche Spannung zwischen den beiden Gutsbesitzern herbei. Wallram wurde von Jahr zu Jahr griesgrämiger und zorniger. Wer ihm einen Tort anthun wollte, der mußte von Helferich sprechen und seine schönen Buchen loben. „Wartet nur," sagte er dann, „es wird schon eine Zeit kommen, wo der Wald in den Besitz des rechten Herrn übergeht."

Wolfgang ließ jetzt seinen Blick über die herrlichen Buchen schweifen und er mußte selbst gestehen, daß Cedernstein ein großes Interesse an der Erwerbung derselben habe. „Was geht's mich an?" sprach er zu sich selbst, zog den Kittel aus und begann einen der numerirten Stämme anzuhauen, daß die Späne flogen. Die Axt schallte unaufhörlich durch den Wald und der Einschnitt wurde immer tiefer.

„He," rief eine Stimme hinter ihm; „du mußt nun einmal an die andere Seite gehen!"

Er wandte sich um; da stand der alte Helferich vor ihm, rieb die Hände und sprach: „Junge, das Picken verstehst du aus dem Fundamente. Wenn ich eine von meinen prächtigen Buchen wollte niederschlagen lassen, würde ich dir die Arbeit übergeben."

„Es sind ihrer genug darunter, die das Alter erreicht haben," antwortete Wolfgang, „und ich meine, es sei wirthschaftlich, wenn ihr auch bald an's Lichten gehet."

„Meinst du, Junge?" Nun, ich kann dir nicht Unrecht geben, aber sieh einmal meine Haare an; nicht wahr, sie sind so weiß, wie frischgefallener Schnee! Weißer können sie nicht werden, aber ein Kopf, der einmal diese Farbe trägt, der macht so lange nicht mehr mit. Warum sollte ich mir die wenigen Tage die Freude verkümmern? An den Buchen hat mein Herz von Kindesbeinen auf gehangen und die Liebe zu den alten Stämmen hat sich auch im Alter nicht vermindert. Wenn einer fiele, würde es mir sein, als fiele mir ein Glied vom eigenen Leibe herunter. Und, offen gestanden, Wolfgang, möchte ich, daß sie auch nach meinem Tode so stehen blieben, bis ein Ast nach dem andern abstirbt."

„Aber dann würde doch Niemand Nutzen davon haben."

„Braucht's auch nicht, Wolfgang; habe ja nicht Kind noch Kegel. Nur so einen entfernten Halbvetter weit in den Niederlanden; kenne den Menschen nicht einmal und weiß wahrhaftig nicht, ob's angebracht ist. Schau Wolfgang, ich gehe deßhalb schon lange mit dem Gedanken um, den Wald irgend einem braven Menschen durch Testament zu vermachen, aber es müßte einer sein, der

ein rechtes Herz für Bäume hat, z. B. so einer, wie du!"

„Ihr stichelt, Helferich, und wollt das gerade Gegentheil damit sagen, weil ich alle die schönen Bäume niederhaue."

„Nun Junge, das thust du im Tagelohne, aber du hast dennoch ein Herz für die Bäume; hab dich ja oft belauscht, wenn du so einen Stamm, der dem Untergange geweiht war, von Oben bis Unten betrachtetest und mit ihm sprachst, den Kopf schütteltest, dein Bedauern ausdrücktest und dich ganz närrisch anstelltest."

Wolfgang wurde über und über roth, denn er hatte wirklich zuweilen solche Zwiegespräche mit den Bäumen gehalten.

„Brauchst dich nicht zu schämen, Junge," sagte Helferich, indem er ihm mit der Hand auf den Rücken klopfte; „es ist ein schöner und braver Zug von dir. Komm einmal mit da hinüber in meinen Baumschlag, da will ich dir etwas zeigen, was du noch nicht kennst und was außer mir und einer Person, die todt ist, noch Niemand gesehen hat."

Wolfgang folgte ihm neugierig. Bei einer Buche von außergewöhnlicher Dicke blieben sie stehen; Helferich zeigte mit dem Finger hinauf und sprach: „Auf dem mittleren Äste steht eine kurze Geschichte geschrieben, die ich, so lange ich noch klettern konnte, fast alle Tage gelesen habe. Es ist freilich schon lange her, daß ich nicht mehr hinaufkann, aber das Herz treibt mich noch immer an den Stamm und ich sehe die Inschrift noch im Geiste. Versuch's einmal, ob du hinaufkannst!"

An dem dicken Stamme hinaufzukommen war keine

Möglichkeit, aber es stand ein jüngerer Aufwüchsling daneben, dessen Aeste sich in die Krone des andern erstreckten, an dem kletterte er hinauf und bahnte sich von oben den Weg in die Nachbarin.

Auf dem bezeichneten dicken Aste fand Wolfgang innerhalb eines Kreises ein flammendes Herz und darunter zwei ineinanderverschlungene Buchstaben. Sie waren im Laufe der Zeit groß auseinandergewachsen, aber noch sehr deutlich zu erkennen, nur wußte er nicht, was er daraus machen sollte.

Als er wieder von der Buche herunterkam, standen dem alten Helferich die Thränen in den Augen und seine Lippen bewegten sich wie im Gebete. „Hast du's gesehen, mein Junge und ist noch Alles hübsch erkennbar?"

Wolfgang nickte und schaute ihn fragend an.

„Ja, Junge," sprach er, indem er sich die Thränen mit dem Taschentuche abtrocknete, „die paar Buchstaben sind ein ganzes Buch und bilden die lange Leidensgeschichte meines Lebens. Noch habe ich sie Niemanden erzählt, und die sie kannten, sind längst gestorben, zuletzt die, welche mit da oben angeschrieben ist."

Er war bei diesen Worten so bewegt, daß ihm von Neuem die Thränen aus den Augen stürzten.

„Komm heute Abend auf ein Stündchen zu mir herüber," sprach er; „ich erzähle dir dann die Geschichte, die auch dich etwas angeht."

„Mich?" fragte Wolfgang erstaunt.

„Dich!" antwortete er und ging mit gebeugtem Haupte von dannen.

Wolfgang ging sinnend an seine Arbeit und zergrübelte sich, was wohl die Buche mit ihm zu thun habe.

Er fand es aber nicht heraus und begann von Neuem sein Tagewerk. Am Abend war der Stamm auf beiden Seiten weit genug durchgehauen, um ihn umziehen zu können; er begab sich deßhalb in einen andern Theil des Waldes, wo Arbeiter mit Faschinenbinden beschäftigt waren. Sie mußten mit ihren Seilen kommen, welche so hoch als möglich angebunden wurden, und nun begann mit vereinten Kräften das Ziehen. Es war eine schwere Arbeit, aber endlich krachte der Waldriese doch zusammen und lag nun wie eine ungeheure Leiche zwischen dem niedrigen Unterholze.

Er schwang die Axt auf die Schulter und schlug den Heimweg ein. Zum erstenmale wurde es ihm zu enge in seiner Stube, denn es drängte ihn, die Geschichte des alten Helferich zu hören. Nachdem er schnell sein Abendessen eingenommen, ging er hinüber. Er brauchte nur den Bach zu überschreiten, so gelangte er in Helferichs Garten und von da in sein hübsches Häuschen.

Der Greis lag auf dem Sopha. „Ich habe dich schon erwartet und einen Stuhl zurechtgestellt,“ sagte er; „setze dich, mein Junge.“

Wolfgang ließ sich nieder und Helferich hub an: „Eigentlich war ich heute morgen mit der Absicht gekommen, dich zu sprechen, aber das Herz wurde mir zu weich, und da mußte ich wieder fort. Es ist doch gar zu kindisch, wenn so ein alter Mann vor Rührung nicht mit der Sprache herauskann. Aber nun soll's geschehen, denn der Schnee dieses Winters wird den Helferich mitnehmen.“

„O Helferich, warum so kleinmüthig,“ sprach der Jüngling; „ihr seid trotz eurer weißen Haare noch rüstig und könnt immer noch ein Dutzend Jahre mitgehen.“

„Das weiß ich besser," antwortete Helferich; „jeder Pulsschlag sagt mir, daß es zu Ende geht, und ich bin froh darum. Warum, das wirst du hören. Sieh, mein Junge, als ich in deinen Jahren stand, da war kein Mensch glücklicher als ich und ich hatte wahrhaftig Ursache dazu, denn das bravste Mädchen des Dorfes war im Stillen meine Braut. Wir gingen zusammen in die Schule, hüteten zusammen das Vieh, empfingen an demselben Tage die erste heilige Communion und hielten es für eine selbstverständliche Sache, daß wir Mann und Frau würden.

Als wir beide größer wurden, sahen wir uns seltener, aber die Zuneigung blieb und sie wäre wohl auch geblieben, wenn wir uns in verschiedenen Welttheilen befunden hätten, denn unsere Liebe war in Gott gegründet. Mein Vater war ein reicher Mann, er brauchte nicht darauf zu sehen und durfte schon eine arme Schwiegertochter in sein Haus einziehen lassen. Mit fester Zuversicht rechnete ich auf sein Jawort und baute schon allerlei schöne Pläne für die Zukunft. Marie dachte gerade so wie ich, aber zum Heirathen war es noch zu frühe.

Endlich hatte ich das dreiundzwanzigste Jahr erreicht und nun hielt's ich an der Zeit, mit Marie in's Reine zu kommen. Sonntags nach der Vesper wandelten wir den Berg hinauf; droben im Walde, wo die dicke Buche steht, machten wir Halt. Ich ergriff ihre Hand und sprach: „Marie, willst du meine Frau werden?"

Sie antwortete einfach: „Ja, Helferich, und will dich all mein Leben gern haben:"

Wir brauchten nicht viel Worte zu machen, wir wußten es ja vorher. Unter der Buche knieten wir nieder

und sprachen ein andächtiges Gebet, dann kletterte ich hinauf und schnitt unsere Namen und das Herz in die Rinde. Der heilige Wald war der einzige Zeuge unseres Geständnisses gewesen und er sollte auch unser Abkommen bewahren.

Froh und glücklich gingen wir nach Hause und kamen überein, daß jeder am folgenden Tage mit seinen Eltern sprechen sollte. An der Linde vor deinem Hause sprachen wir noch ein gemeinschaftliches Vaterunser. Die Linde wählten wir, weil eine alte Sage geht, daß die Mutter Gottes den Stamm geheiligt habe."

„Woher rührt denn diese Sage?" fragte Wolfgang.

„Das weiß ich nicht," entgegnete Helferich; „die Leute sagten, sie sei innen im Stamme. Wie sie dazu kamen, das habe ich niemals erfahren. Doch weiter in meiner Geschichte. Am folgenden Morgen, als ich zum Vater kam, ergriff er meine Hand und sprach: „Ich weiß, warum du kommst, denn ich habe dich gestern Abend mit Marie an der Linde beten sehen. Doch, daraus wird nichts; ich habe bereits eine Braut für dich gewählt und gehe noch heute zu ihrem Vater, um das Jawort zu holen. In sechs Wochen soll die Hochzeit sein."

Ich bat, ich flehte, warf mich auf die Knie und weinte, aber er blieb unbeugsam und ging hinweg. Am Mittag kam er zurück und kündigte mir an, daß die Werbung angenommen worden sei und daß ich mich bereit zu halten habe. Mein Widerspruch half nicht, ich sollte mich fügen oder als ein ungehorsamer Sohn verstoßen und enterbt werden.

Das Letztere hätte ich am Ende willig getragen, aber zu einem wirklichen Ungehorsam hatte ich nicht die

Stirne. Marie schrack zusammen, als sie von dem Beschlusse meines Vaters hörte. Das Herz brach ihr, aber sie erklärte fest, daß sie zurücktrete. Sie wollte keinen Ehestand ohne den väterlichen Segen.

Ach, das waren schreckliche Tage, die ich nicht wieder erleben möchte. Halbtodt vor Leid fügte ich mich in das Unvermeidliche, aber ich hoffte vor der Verlobung zu sterben. Um diese Zeit warb ein armer, aber braver Mann um Marie, ihre Eltern drangen in sie, seine Hand anzunehmen; sie stand einen Tag vor meiner beabsichtigten Heirath am Altare. Ich aber blieb unvermählt, denn die mir zugedachte Braut starb in derselben Nacht durch einen Sturz in den Keller. Das Genick war ihr gebrochen. Ich betrauerte sie aufrichtig, denn sie war ein braves, ehrliches Mädchen gewesen.

Nach einem Jahre machte mir mein Vater neue Heirathsvorschläge, aber jetzt erklärte ich fest und bestimmt, daß ich ledig bleiben wolle und das habe ich gehalten. Mein Leben ist zwar dahingegangen, wie in der Wüste, aber ich bin derjenigen, die mein Herz erwählte, treu geblieben. Marie war glücklich, aber ihr Herz hing bis auf die letzte Stunde an mir, das weiß ich, wenn sie es auch niemals ausgesprochen hat. Jetzt ist sie im Himmel, und ich werde auch bald dort sein.

Als ihr Gatte starb, machte ich mir noch einmal Hoffnung und ging zu ihr hinüber, aber als ich ihr in's Auge sah, wußte ich, daß sie beschlossen hatte, ihrem einzigen Sohne kein Tüpfelchen der reinen Mutterliebe zu entziehen; darum schwieg ich und schüttelte ihr die Hand zum Abschiede. Daß wir dabei beide die Thränen

nicht zurückhalten konnten, wird unser Andenken nicht schänden."

Er machte eine lange Pause und schaute während derselben vor sich hin. Die Erinnerung an jene Zeit ging noch einmal mit ihren Einzelnheiten an seiner Seele vorüber, seine Lippen zuckten und sein Herz pochte ungestüm.

„Ja, mein Junge," fuhr er fort, „es war eine lange, schmerzliche Zeit, die ich durchzuleben hatte, aber der liebe Gott hat mir und ihr darüber hinweggeholfen. Der Wald mit seinen Buchen blieb mir von jener Stunde an heilig; darum hing ich auch stets mit einer solchen Sehnsucht an demselben und verweigerte hartnäckig den Verkauf an den Grafen von Cedernstein. Er würde meine lieben Bäume schlagen und zu Geld machen und und auch jene Buche, auf welcher du das Herz und die Namen gesehen hast — und ich möchte wenigstens diesen einen Baum erhalten, bis er vor Alter stirbt."

Wolfgang hatte ihn mit Aufmerksamkeit angehört und ein großes Interesse an seiner Erzählung genommen, aber er begriff nicht, warum er gerade ihn, den jungen Menschen, in seine Angelegenheiten einweihte.

„Nun kommt der Schluß, mein Junge," fuhr der alte Helferich fort. „Die Geschichte, die ich erzählte, hat bisher still in meinem Herzen geruht; außer mir und Marie wußte sie Niemand; du kannst also leicht denken, daß ich sie auch jetzt nicht dem ersten Besten an den Kopf zu werfen die Absicht haben konnte. Daß ich gerade dich dazu wählte, hat seinen guten Grund, denn die Marie, von der ich sprach, war — deine Mutter."

„Meine selige Mutter?" fragte Wolfgang erstaunt.

„Ja, mein Junge. Sie lebte in armen Verhältnissen, deßhalb war ich tausendmal im Begriffe, ihr beizuspringen, aber sie hätte um die Welt nichts angenommen. Ich kannte sie ja von Kindesbeinen an und darum wagte ich es nicht. Nun aber liegt mir daran, daß nach meinem Tode jene Buche in eine Hand kommt, die das Denkmal achtet, darum habe ich in meinem Testamente festgesetzt, daß mein schöner Wald in den Besitz des braven Wolfgang Feilenhauer übergehen soll. Ich lege ihm dafür keine andere Verpflichtung auf als die, meine Buche nicht zu fällen. Das aber soll nur ein mündliches Versprechen sein, damit die Testamentsexekutoren nicht nach dem Grunde grübeln. Nun sage, mein Junge, ob du darauf eingehen willst?“

„Helferich,“ sprach Wolfgang gerührt, „ich hätte es nicht für möglich gehalten, einmal von Jemanden in einem Testamente bedacht zu werden und ich muß offen gestehen, daß ich mir auch nicht viel daraus mache, denn so lange ich ein paar gesunde Arme habe, kann ich meinen Unterhalt schon erschwingen, aber ich bin euch doch sehr dankbar, daß ihr mich zum Hüter des Geheimnisses und zum Bewahrer jener Rindenschrift gemacht habt. Einen bessern Hüter hättet ihr allerdings nicht finden können, denn das Andenken meiner Mutter ist mir über Alles heilig.“

„Brav, mein Junge! Der Wald gehört dir. Wenn du ihn schonst und vernünftig bewirthschaftest, wird er dich vor Mangel schützen. Du darfst die Bäume alle niederschlagen, nur den einen nicht; der soll vor Alter sterben. Deine Erben müssen dasselbe Versprechen in deine Hand legen, welches du mir gegeben hast. — Nicht

wahr, die Aecker und Wiesen, welche um deine Hütte herumliegen und bis an den Bach grenzen, würden der bescheidenen Wohnung einen rechten Werth geben und der Besitzer würde bisweilen in seinem Eigenthume sitzen, wie die Spinne in ihrem Netze. Nun, mein Junge, das ganze Areal ist dir zugedacht und im nächsten Frühlinge, wenn ich drüben auf dem kleinen Gottesacker liege, kannst du es für eigene Rechnung bewirthschaften."

Er erhob sich, holte aus dem eichenen Wandschränkchen ein Actenstück, legte es in Wolfgang's Hand und fuhr fort: „Da kannst du's selber nachlesen. Am Todestage deiner Mutter kam ich zu dem festen Entschlusse, dir zuzuwenden, was ich ihr nicht anzubieten wagte."

Der Jüngling gab das Papier zurück ohne es zu lesen. Dem Alten die Hand drückend, sprach er: „Wenn ihr glaubtet, es sei nöthig, meine Geneigtheit durch ein so reiches Vermächtniß sicher zu machen, so habt ihr zu viel gethan. Ein Wort wäre hinreichend gewesen. Glaubt nicht, daß ich undankbar sei, aber ich kann mich gar nicht darein finden, so plötzlich und ohne alles Verdienst zum Erben geworden zu sein. Ich schäme mich wahrhaftig, euch in Zukunft unter die Augen zu treten."

„Das sollst du nicht thun, mein Junge," antwortete Helferich, „im Gegentheile wünsche ich dich recht oft in meinem Hause zu sehen. Nun aber geh zu deiner Hütte hinüber, denn ich bedarf der Ruhe."

Nachdem er noch einen verlegenen Dank gestammelt hatte, nahm er Abschied und ging gedankenvoll seiner Wohnung zu. Was er gehört, das hatte ihm eine neue Welt aufgeschlossen, aber eine Welt der Vergangenheit, die sein Herz wie ein heiliger Schauer durchwehte. War

ihm die alte Linde schon früher ein heiliger Baum gewesen, so betrachtete er sie jetzt noch mit größerer Verehrung und er mußte vor ihr stehen bleiben und sie lange, lange anschauen. Wie seine Mutter und Helferich an ihr gekniet hatten, so sank auch er jetzt nieder und lispelte ein andächtiges Gebet für den großmüthigen Wohlthäter. Als er aufstand, war es ihm, als fühle er die Nähe der Gottesmutter und abermals ging ein Schauer der Ehrfurcht durch seine Glieder.

Drinnen im Hüttchen, wo die alte Schwarzwälder Uhr pickte, setzte er sich auf den Schemmel, stützte den Kopf auf die Hand und dachte an seine Mutter. Er bewunderte ihre stille Ergebung, ihren Gehorsam und ihre Tugend und gelobte ihr feierlich, sich ihren Wandel zum Vorbilde zu nehmen und in all seinen Handlungen stets nach dem Rechten zu streben. „Wenn sie sehen könnte, wie der alte Helferich ihr so treu geblieben ist und ihr Andenken auch über das Grab hinaus ehrt," dachte er, „wie würde sie sich da oben freuen! Aber sie wird es schon wissen und noch bei Lebzeiten gewußt haben."

Erst spät ging er zur Ruhe; aber die Buche und die Linde bildeten den Gegenstand seines Traumes; zwei Selige sah er um ihre Stämme schweben und der Name und das Herz leuchteten wie die Strahlen der Sonne.

Am folgenden Morgen nahm er wieder seine Axt, wie er es sonst alle Tage gethan und wanderte den Berg hinauf. Daß er ein reicher Erbe geworden war, daran dachte er nicht, aber er mußte mitten in der Arbeit doch manchmal einhalten und zu dem Buchenwalde hinaufschauen. War es ihm doch, als schwebe der Geist seiner Mutter wie eine hehre Lichtgestalt durch das Gezweige.

Zweites Kapitel.

Das Testament.

Seit jenem Tage ging Wolfgang allabendlich zu dem alten Helferich hinüber und plauderte mit ihm. Von dem Testamente war nicht ferner die Rede, auch fiel kein Wort mehr über den Baum, denn die geringste Rückerinnerung stimmte den Greis immer so wehmüthig, daß ihm das Wasser in die Augen trat. „Wolfgang,“ sagte er eines Abends, „so lang ich noch lebe, habe ich dich gerne um mich, aber wenn du nach meinem Tode, der nicht lange mehr ausbleiben wird, deine Studien wieder aufnehmen willst, so werde ich dafür ein Kapital aussetzen. Ich erinnere mich noch, mit welchem Schmerze du nach dem ersten Semester die Universität verließest.“

„Es war mir damals allerdings hart,“ antwortete Wolfgang, „aber ich war verständig genug, einzusehen, daß es nicht ferner ging. Meine Mutter hatte sich von ihrem letzten Eigenthume getrennt, um mir die Vollendung meiner Studien möglich zu machen, es war ihr nur noch die Hütte geblieben und es galt ihr als eine Ehrensache, dieselbe nicht zu veräußern. So kehrte ich heim und erwarb ihr in den letzten Jahren das Brod.“

„Ja, du hast redlich deine Axt gebraucht,“ antwortete er, „aber ich habe niemals begriffen, warum es gerade mit der Axt geschehen mußte. Mit deinen Kenntnissen hättest du in der Stadt leicht einen guten Posten finden können.“

„Es war mir sogar einer angeboten, aber die Mutter wollte in dem Hüttchen wohnen bleiben und sich auch

nicht von mir trennen. Da blieb mir also nichts anderes als die Axt übrig. Im Anfange wollte mir das auch nicht munden, aber als ich sah, wie glücklich die alte Frau war, da wäre ich um keinen Preis gegangen."

„Und jetzt?"

„Jetzt muß ich die Buche hüten. So habe ich's versprochen und so will ich's halten."

„Braver Mensch," sprach Helferich; „magst du es halten wie du willst, du wirst nach meinem Tode die Mittel finden."

Allmählig kam der Winter und mit ihm Schnee und Eis und ein schneidender Wind. Der alte Helferich ging nicht mehr aus, sondern ruhte den ganzen Tag auf dem Sopha. Seine Glieder wollten seinem Willen nicht mehr gehorchen. „Wenn es nicht so empfindlich kalt wäre," sagte er eines Abends, „so möchte ich das Wägelchen anspannen und mich noch einmal in den Buchenwald hinausfahren lassen; aber ich darf es nicht wagen. Eine Bitte mußt du mir aber gewähren. Unter dem bewußten Baume sind im Laufe der Zeit viel junge Buchen aufgewachsen, wovon der alte der Mutterstamm ist. Wenn ich gestorben bin, dann grabe einen davon mit den Wurzeln aus und pflanze ihn mir zu Häupten, damit meine Gebeine unter seinem Schatten ruhen. Ich weiß wohl, daß der abgestorbene Leib nichts davon empfindet, aber es deucht mir doch so schön, wenn sich die Zweige über mein Grab strecken und die Nachtigallen ihre Lieder zwischen den grünen Blättern singen."

Wolfgang versprach das, aber er meinte, das werde wohl in den ersten Jahren noch nicht geschehen; mit dem Frühlinge werde Helferich wieder frisch und gesund werden.

Da lächelte der Greis und schüttelte mit dem Kopfe. „Es wäre Schade, wenn du Recht hättest," sagte er.

Auch der Pfarrer kam alle Tage, denn Helferich war ein frommer Mann, und seit er so hinfällig geworden, sprach er gern über das Jenseits und konnte dem geistlichen Herrn lange zuhören ohne müde zu werden.

Der Besuch des Pfarrers wurde von Jedermann natürlich gefunden, aber es kam noch ein Anderer, von dem man es nicht hätte vermuthen sollen, nämlich der Graf Wallram von Cedernstein. Alle Tage sah man sein Roß vor dem Hause angebunden und der Herr Graf blieb manchmal eine ganze Stunde in der dumpfen Krankenstube und plauderte mit dem alten Helferich. Daß er nicht aus christlicher Barmherzigkeit kam, brauche ich wohl kaum zu sagen, der Leser wird schon wissen, was er wollte. Helferich machte sich zwar aus dem vornehmen Besuche nichts, denn er war keiner von denen, die gerne hoch hinaus wollen, aber es freute ihn doch, daß ihm Gelegenheit gegeben war, freundlich mit dem Manne zu sprechen, den er so oft durch seinen Starrsinn beleidigt hatte. Es schien auch wirklich ein gutes Einvernehmen zwischen den Männern hergestellt, denn seit einiger Zeit waren die griesgrämigen Falten aus dem Gesichte des Cedernstein verschwunden und er begann wieder menschenfreundlich zu werden. Wenn eines von den Bäuerlein sein Käppchen zog, nickte er herablassend, sagte wohl gar: „Guten Tag Mathes oder guten Morgen Marieliese!"

Eines war nur sonderbar dabei. Wenn Helferich recht jämmerlich daran war und seiner Auflösung entgegensah, dann strahlte des Grafen Gesicht und wenn

er sich wieder etwas besserte, dann kamen auf Cedernsteins Gesicht die Falten wieder zum Vorscheine.

Im Dorfe verbreitete sich nach und nach das Gerücht, der Graf habe endlich seinen Zweck erreicht, der Wald gehöre ihm. Auch zu Wolfgang's Ohren kam das Gespräch, aber er schüttelte lachend mit dem Kopfe und dachte: „Sie werden's schon anders finden, wenn das Testament geöffnet wird.“ Dem alten Helferich ein Wort darüber zu sagen, hielt er für unnöthig, denn es verstand sich ja von selbst, daß das Gerücht nur eine Erfindung war.

Einige Tage vor Weihnachten nahm Helferichs Hinfälligkeit so sehr zu, daß er sein Ende erwartete; Wolfgang blieb deßhalb an seinem Bette; er wollte den Wohlthäter nicht sterben lassen, ohne ihm die letzten Stunden zu erleichtern. Der Kranke stand große Schmerzen aus und klagte, daß noch eine andere Krankheit zu seiner Schwäche getreten sei. Wolfgang wollte durchaus einen Arzt haben, aber das verbat sich Helferich. „Ich habe all mein Lebtag keinen im Hause gehabt,“ sprach er, „und bin doch alt genug geworden. Wäre ich nicht ein Narr, wenn ich jetzt einen nehmen wollte, wo ich so sehnlich zu sterben wünsche? Nein, Junge, laß das bleiben; für den Tod ist kein Kraut gewachsen, und wenn eines da wäre, wollte ich's nicht gebrauchen. Was ich dir sagen wollte: „Nach meinem Tode wird der Graf alle möglichen Anstrengungen machen, um dir den Wald abzukaufen; es vergeht kein Tag, an welchem er mir nicht in den Ohren liegt, und er bietet Summen über Summen. Vergiß nicht, was du mir versprochen hast: ich weiß zwar, daß du treu und ehrlich bist, aber das Gold

hat einen verführerischen Klang und Viele, welche fest zu stehen glaubten, haben sich von demselben verleiten lassen."

„Was ich euch versprochen habe, das halte ich," gab der Jüngling zur Antwort. „Mag er mir die ganze Grafschaft Cedernstein bieten, es soll ihm nichts nützen; das Andenken meiner Mutter steht mir höher, als Reichthum und Ehre."

Der Kranke lächelte vergnügt und drückte ihm die Hand. Von jetzt an wurde über die Angelegenheit nicht mehr gesprochen; wenn Helferich sich so viel von Schmerzen frei fühlte, daß er zuhören konnte, mußte Wolfgang ihm Kranken- und Sterbegebete vorbeten. Am Weihnachtsvorabende richtete er sich plötzlich empor und sprach: „Wolfgang, ist morgen nicht Christtag?"

Wolfgang nickte.

„Das wäre ein schöner Tag zum Sterben! Wird auch wohl daraus kommen. Aber, mein Junge, ich hätte da bald etwas Wichtiges vergessen. Unten am Brunnen wohnt der arme Jacob Feldenberg; er hat eine große Kinderschaar und weiß nicht von einem Tage auf den andern zu kommen. Bisher ist in jeder heiligen Nacht das Christkind zu ihm gekommen und hat für Kleider gesorgt, es darf auch jetzt nicht ausbleiben. Dort liegt ein Bündel, das nimm mit und hole oben einen jungen Tannenbaum. Lege ihm alles zusammen vor die Thüre und klopfe an das Fensterchen. Laß dich aber nicht erwischen; denn er soll nicht wissen, woher die Gaben kommen."

Wolfgang nahm das Bündel und trug es in seine Hütte. Als er es auseinanderschlug, fand er Röcke, Hosen, Westen, Strümpfe, Mützen und Hemden; alles

nagelneu und das eine immer etwas größer als das andere. Die Schuhe waren in ein Extrabündel zusammengepackt und in jedem steckte ein harter Thaler. Sogar für die Lichter hatte Helferich gesorgt. Der Jüngling lächelte still vergnügt, denn er malte sich in Gedanken die Freude aus, welche in dem Häuschen empfunden würde, wenn der Baum mit den werthvollen Dingen käme.

Die Axt aus dem Winkel nehmend schritt er eilends den Berg hinan und zwischen die Buchen; an der äußersten Grenze erhob sich ein Kranz von jungen Tannen, die er beim Lichte des Mondes überschauen konnte. Die krauseste davon schlug er nieder und war eben im Begriffe, sie auf die Schulter zu laden, als er Pferdegetrappel hörte. Verwundert, wer in der heiligen Nacht durch den Berg reiten möge, trat er hinter eine der dicken Buchen und schaute dem Fahrwege nach, der von unten herauf über die Krone des Berges führte.

Ein Reiter kam im Galopp den Berg hinan und setzte dem schnaubenden Rappen die Sporen in die Weichen, daß er sich hoch aufbäumte. „Das ist wahrhaftig der Cedernsteiner!" flüsterte Wolfgang. „Was der nur hier suchen mag!"

Jetzt war der Reiter da oben, hob sich hoch im Sattel und schaute zwischen den Stämmen der Buchen hindurch. „In dieser Nacht werdet ihr mein!" rief er aus der heisern Kehle. „Morgen liegt kein fremdes Gut mehr inmitten des meinigen. Dieser Trotzkopf geht hinüber und ich bleibe da. Endlich wird das Hinderniß hinweggeräumt, welches mich von meinen Jugendjahren bis heute gequält hat!"

Diese abgebrochen hervorgestoßenen Worte deuteten offenbar auf den Tod des alten Helferich, aber Wolfgang begriff nicht, was er damit sagen wollte. „Ah," flüsterte er, „er denkt mit dem neuen Besitzer leichter fertig zu werden. Wenn er wüßte, wer der Erbe ist und wie fest er an dem heiligen Walde halten wird, so würde seine Zuversicht geringer sein."

Der Graf umritt einige der stattlichsten Bäume, legte seine Hand an die glatte Rinde und sprach in sich hinein; bald aber wendete er sein Roß und sprengte von dannen. Gedankenvoll nahm Wolfgang die Tanne auf seine Schultern und eilte dem Dorfe zu. In der Hütte nahm er das Bündel und begab sich zum Brunnen. Neben demselben stand ein einsames Häuschen, in welchem der arme Jacob Feldenberg wohnte. Durch das kleine Fensterchen schimmerte noch Licht und die Strahlen fielen auf den Schnee, welcher den Brunnenstein bedeckte. Leise schlich Wolfgang vor die Thüre und legte den Baum und das Bündel geräuschlos nieder. dann trat er an das Fensterchen und schaute in die kleine Küche, wo Feldenberg und seine Frau beim Feuer saßen. Sie sahen beide ganz niedergeschlagen aus und zuweilen entfuhren schwere Seufzer ihrer Brust.

„Es ist das erste Jahr, in welchem sie leer ausgehen," sprach die Frau. „Das Herz thut mir wehe, wenn ich daran denke, welche traurigen Gesichter sie morgen machen werden."

„Der alte Helferich hat uns manches Jahr aus der Noth geholfen," antwortete Jacob, „und er hat es still und verstohlen gethan und ahnt nicht, daß wir Alles wissen. Es war einmal so sein Character, daß er keinen

Dank annehmen wollte. Weißt du noch, wie er uns das erste Jahr anfuhr, als wir kamen, um ihm zu erzählen, wie reich uns das Christkind bedacht habe?"

„Ja, ich weiß es noch ganz genau." „Was geht mich euer Christkind an?" brummte er. „Ich hab' nichts damit zu thun, und was es euch gebracht hat, das brauch' ich nicht zu wissen."

„Dieses Jahr wird er nicht kommen, denn er liegt schwer krank und die Leute sagen, er werde es nicht lange mehr machen. Wir wollen einen Rosenkranz für ihn beten!"

Die Frau zog den Rosenkranz aus der Tasche und kniete neben dem Feuer nieder; da klopfte Wolfgang an das Fenster und huschte schnell um die Ecke, wo er sich hinter einen Mistkarren verbarg. In der Küche entstand ein Getöse, ein Stuhl fiel um und gleichnachher ging die Thüre auf. Feldenberg und sein Weib kamen heraus und stürzten über den Baum und das Bündel her. „Gott sei Dank," sprach die Frau, er „ist wieder gesund!"

Feldenberg ließ seine Augen rund gehen; vielleicht spähte er nach dem Geber, aber die Frau ließ ihm nicht lange Ruhe, sondern bat ihn, den Baum hereintragen zu helfen. Als die Thüre wieder geschlossen war, kam Wolfang aus seinem Verstecke hervor und schaute durch das Fenster. Die Leutchen waren eben darüber her, das Bündel auszupacken. Frau Feldenberg legte für jedes Kind die Kleidungsstücke zurecht, wischte die Freudenthränen aus den Augen und rief ein über das anderemal: „Wenn der alte Helferich nicht in den Himmel kommt, dann müssen wir allesammt daneben bleiben!"

Hier strich sie eine Falte zurecht, dort prüfte sie den Stoff, rollte ein paar Strümpfe auseinander, weinte und lachte und geberdete sich, wie Jemand, der eine verlorne Sache plötzlich wieder gefunden hat.

Feldenberg hatte unterdessen die Schuhe ausgepackt. Er wendete sie hin und her, bog die Sohlen und pries das Leder. Da klingelte das Geld auf den Boden, welches sie beide so starr und verwundert anschauten, als ob Hexerei dabei im Spiele sei. „Auch Geld, auch Geld!" rief Feldenberg; „nun ist uns für den ganzen Winter geholfen. Schau, eins, zwei, drei — zwölf blanke Thaler! Da können wir Setzkartoffel kaufen und unsern Bedarf ziehen. Gott, mein Gott, was der Helferich für ein Mann ist. Wenn man ihm nur danken dürfte! Es schneidet mir ordentlich in's Herz hinein, daß ich das alles so annehmen und mich noch stellen muß, als ob es vom Himmel gefallen wäre."

Sie nahmen den Tannenbaum und pflanzten ihn in eine mit Erde gefüllte Tonne, wobei sie gar nicht müde wurden, den Helferich zu preisen. Jetzt aber eilte Wolfgang hinweg und kehrte in die Krankenstube zurück. Der Kranke winkte ihm an's Bett und flüsterte: „Das Christkind will mich noch in der heutigen Nacht auf seinen leuchtenden Flügeln in den Himmel hinauftragen und ich bin bereit, mit ihm zu gehen: aber ich möchte in der letzten Stunde doch den Pfarrer bei mir haben. Geh' hole ihn!"

Wolfgang erschrack, denn in dem Aussehen des Kranken war eine große Veränderung vorgegangen; seine Augen leuchteten wie verklärt und seine Lippen waren so blaß, wie der Schnee, welcher draußen die Felder bedeckte.

S. 29.



Ausführ, Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, ein untergegangenes Grafengeschlecht.

Der Pfarrer war nicht zu Bette gegangen, denn in Kesselsheim herrschte noch der Brauch, daß die erste Messe um Mitternacht gelesen wurde. Als Wolfgang kam, erhob er sich und sprach: „Ich habe dich erwartet: heute Mittag sah ich schon, daß es zu Ende ging. Er bedarf meiner zwar nicht mehr, aber da es ihm ein Trost sein wird, in der letzten Stunde geistlichen Zuspruch zu haben, so werde ich gleich mit dir gehen."

Sie fanden den Kranken noch bei vollem Bewußtsein; er lächelte sie an, reichte ihnen die Hand und deutete mit dem Finger nach Oben, indem er lispelte: „Wenn sich für euch die Kirchenthüren öffnen, gehen für mich die Pforten des Himmels auf; ich höre sie schon harfen und psalmodiren. Welch ein herrlicher Tag zum Sterben! Wie viel Dank bin ich meinem Schöpfer für alle seine Gnade und Güte schuldig!"

Der Pfarrer und Wolfgang knieten vor dem Bette nieder, der Kranke faltete die Hände und stimmte in ihr Gebet ein. Zuweilen umspielte ein Lächeln seine Lippen und dann richteten sich seine Augen nach Oben, als ob er wirklich den Himmel offen sehe.

Jetzt tönten die Kirchenglocken feierlich durch die Nacht, da fiel sein Haupt auf das Kissen zurück — er war todt. — —

„Ruhe seiner Asche!" sprach der Pfarrer, erhob sich und drückte ihm die Augen zu. Wolfgang konnte von dem Sterbebette noch nicht hinwegkommen; es war ihm zu Muthe, als ob seine gute Mutter zum zweitenmale gestorben sei, und so reichlich, wie damals, flossen ihm auch jetzt die Thränen. Die Glocken hallten unterdessen immer fort, die Kirchenfenster erhellten sich und die

Dorfbewohner kamen von allen Seiten herbei, um die erste Messe zu hören.

Da besprengte Wolfgang die Leiche mit geweihtem Wasser, schloß die Thüre und ging ebenfalls zur Kirche. Der Pfarrer schritt eben die Stufen des Altares hinan und der volle Ton der Orgel brauste durch das Gotteshaus. Wolfgang lag auf seinen Knien und hatte die Welt vergessen. Sein Geist schwebte mit dem seines Wohlthäters in himmlischen Regionen.

Als die drei Messen beendigt waren und die Leute unter den freudigen Klängen der Orgel dem Ausgange zuströmten, da sah er in der Nähe des Hochaltares die Feldenbergische Familie. Vater, Mutter und Kinder strahlten in den neuen Kleidern, welche er vor einigen Stunden an ihre Hausthüre gebracht hatte. Sie knieten nach der Messe noch einmal nieder; wahrscheinlich beteten sie für denjenigen, dessen Geist vor Kurzem gegen Himmel gestiegen war. —

Drei Wochen, nachdem seine Gebeine auf dem Kirchhofe beigesetzt waren und Wolfgang die junge Buche zu Häupten seines Grabes gepflanzt hatte, fand die Testamentseröffnung statt. Wolfgang war in seiner Hütte beschäftigt, als er vom Notar die Weisung erhielt, sich in dem Hause des verstorbenen Helferich einzufinden. Mit pochendem Herzen begab er sich dahin und er fand nicht allein den entfernten Verwandten des Verstorbenen da, sondern auch den Jacob Feldenberg und den Grafen Wallram von Cedernstein.

Der Notar wandte sich an den Grafen und sprach: „Ich werde jetzt zur Eröffnung des Testamentes schreiten, dessen Urschrift sich in meinem Geschäftslokale befindet.

Der Testator hat Ihrer nicht in demselben gedacht und ich muß Sie deßhalb bitten" —

„— das Local zu verlassen!" ergänzte der Anverwandte in einem brutalen Tone.

Cedernstein entfärbte sich und sprach: „Ich habe mit dem Verstorbenen einen Kaufvertrag abgeschlossen und bin gekommen, meine Rechte zu wahren."

„Sie können Ihre Ansprüche später bei den Erben geltend machen," antwortete der Notar.

Der Graf erhob sich und warf einen forschenden Blick auf seinen Holzhauer. „Bist du denn auch Erbe?" fragte er.

„Ich weiß es nicht," gab Wolfgang zur Antwort; ich bin nur auf den Ruf des Herrn Notar erschienen."

Der Graf legte ein Papier auf den Tisch und ging hinaus. Der Notar entfaltete dasselbe und lispelte vor sich hin: „das ist seltsam, er hat mir keine Silbe davon anvertraut."

Er erbrach die Siegel und las:

„Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!

Dies ist mein letzter Wille.

Der liebe Gott hat mich reichlich mit Gütern gesegnet, wofür ich ihm großen Dank schuldig bin. Mein Haus und die dazu gehörigen Gärten vermache ich an unsere Pfarrkirche, in welcher ich getauft worden und an welche sich die heiligsten Erinnerungen meines Lebens knüpfen. Die Einkünfte sollen alljährig zur Reparatur des Gotteshauses verwendet werden. Da es schon lange in der Absicht liegt, bei der hiesigen Pfarre eine Vicarie einzurichten, so setze ich ein Kapital von fünftausend

Thalern aus, dessen Zinsen der künftige Vicar erhalten soll und die einen Theil seiner Einkünfte ausmachen werden.

Dem Wolfgang Feilenhauer, den ich seiner guten Eigenschaften wegen sehr liebgewonnen habe, vermache ich erstens allen Grund und Boden, der innerhalb des Baches und seiner Hütte liegt, zweitens in baarem Gelde ein Kapital von zehntausend Thalern und endlich meinen Buchenwald. Ich lege Werth darauf, daß er denselben nicht in fremde Hände übergehen läßt."

Hier machte der Notar eine Pause und durchlas noch einmal das Papier, welches ihm der Graf übergeben hatte.

Wolfgang war tief gerührt, aber dem holländischen Halbvetter schoß vor Zorn das Blut in's Gesicht, und er fragte, ob der Verstorbene auch das Recht gehabt habe, an wildfremde Personen zu testiren.

„Freilich hatte er das Recht dazu," antwortete der Notar; „es lag ihm nichts im Wege, seine gesammte Nachlassenschaft an irgend eine beliebige Person zu vergeben." Er fuhr fort:

„Das Haus am Brunnen mit der Wiese, nebst dem Garten und den eingezäunten Feldern vermache ich dem Jacob Feldenberg, jedoch mit der Einschränkung, daß er ohne Einwilligung des vorgenannten Wolfgang Feilenhauer nichts davon verkaufen darf. Ich wünsche, daß das Haus und die Aecker später unverschuldet auf seine Kinder übergehen."

„Der gute, gute Mann," schluchzte Feldenberg; „womit habe ich so viel Edelmuth verdient. Ach, wir wollen sein Gedächtniß hoch halten, so lange wir leben!"

Der Holländer sah nun noch giftiger aus, aber der

Notar sagte ihm, daß auch daran nichts zu ändern sei und fuhr fort:

„Nach Abzug dieser Legate bleibt noch in Kapitalien eine Summe von zwanzigtausend Thalern und ungefähr dreihundert Morgen Wald, Acker und Wiese. Alles das vermache ich meinem Vetter Jan von Zeelen, jedoch unter folgenden Bedingungen: Erstens soll das baare Kapital erst nach zehn Jahren in seinen oder seiner Erben Besitz übergehen. Bis dahin sollen die Zinsen aufgesammelt und zum Bau einer Schule verwendet werden, denn die alte ist baufällig und wird kaum noch zehn Jahre zusammenhalten. Zweitens dürfen die Pachtschillinge in diesen zehn Jahren nicht in die Höhe geschraubt werden. Wenn mein Vetter Jan van Zeelen unter diesen Bedingungen die Erbschaft antreten will, so soll er das bei der Eröffnung des Testamentes zu Protokoll geben. Will er aber nicht darauf eingehen, so ernenne ich unter denselben Bedingungen den Wolfgang Feilenhauer zum Erben seines Antheiles."

„Herr van Zeelen," sagte der Notar, „Sie hören, daß Sie sich jetzt erklären müssen; ich bitte also, mir Ihren Entschluß mitzutheilen."

Der Holländer war blaß und blau vor Aerger geworden. „Mein Oncle," sprach er, „hat mir also eigentlich nur den geringen Ertrag der Aecker überlassen, denn ob ich nach zehn Jahren noch lebe, ist ungewiß. Ich begreife nicht, wie er dazu gekommen ist, seine Sachen an Fremde zu verschenken und ich erlaube mir die Frage, ob hier nicht eine Erbschleicherei vorliegt oder dieser junge Herr und der Mensch da nicht einen unerlaubten Einfluß auf ihn ausgeübt haben."

„In dieser Hinsicht können Sie sich vollständig beruhigen," sprach der Notar; „Ihre beiden Miterben sind vor der Abfassung des Testamentes gar nicht mit Helferich in Berührung gekommen. Was er that, geschah aus freiem Entschluß und ohne jede Beeinflussung."

„Besser etwas als gar nichts," entgegnete van Zeelen auf die an ihn gerichtete Frage. „Ich nehme die Erbschaft unter den mir auferlegten Bedingungen an. Jetzt aber habe ich wohl nichts mehr hier zu thun und ich kann mich entfernen?"

„Sie sind vollkommen Herr Ihrer Zeit," erwiederte der Notar, und der Holländer begab sich hinweg ohne einen von den Anwesenden zu grüßen. Auch Feldenberg entfernte sich; denn es drängte ihn, seiner Frau die Nachricht von dem unerwarteten Glücke zu bringen.

„Mit Ihnen habe ich noch zu reden," sprach der Notar zu Wolfgang; „schauen Sie einmal das Papier an, welches Graf von Cedernstein mir übergeben hat."

Wolfgang las es und fand zu seinem größten Erstaunen, daß es ein Privatkaufbrief über den Buchenwald war. Es hieß in demselben: „Heute habe ich an den Herrn Grafen von Cedernstein meinen Buchenwald für den Preis von zwölftausend Thalern verkauft. Diese Summe soll Ankäufer nach meinem Tode der Gemeinde Kesselsheim auszahlen."

Der Jüngling erbleichte. „Mein Gott," rief er, „wie ist es möglich, daß er erst den Wald mir vermacht und dann einem Andern verkauft?"

„Wie das zusammenhängt, begreife ich selbst noch nicht," antwortete der Notar; „aber jeder Sachverstän-

dige wird zugestehen müssen, daß unter diesem Acte Helferich's unverfälschte Unterschrift steht."

„Seine Unterschrift? Das kann nicht sein, denn Helferich hatte seine ganz bestimmten Gründe, gerade mir und keinem Andern den Wald zu vermachen. Er hat mir diese Gründe aufgedeckt und an das Vermächtniß eine mündliche Verpflichtung geknüpft, die ich allein mit der erforderlichen Pietät erfüllen kann."

„Auch mir kommt diese Angelegenheit sehr räthselhaft vor," aber ich fürchte, Graf von Cedernstein wird seine Hand auf den Wald legen und die Gemeinde auf den Kaufpreis; ein Prozeß, und vielleicht ein recht langer, wird die unausbleibliche Folge sein."

„Herr Notar," sprach Wolfgang ganz entschieden, „ich danke zunächst Gott, daß mir Herr Helferich ein Kapital vermacht hat; ich denke, es wird ausreichen, um den Prozeß mit dem Grafen und der Gemeinde zu führen, und ich bin fest entschlossen, den letzten Pfennig daran zu geben, um den Wald zu retten. Der Verstorbene hat nun und nimmer die Absicht gehabt, seine Buchen an den Grafen kommen zu lassen."

„Meines Beistandes sollen Sie auf alle Fälle sicher sein!" sprach der Notar, schüttelte ihm die Hand und entfernte sich. Wolfgang aber ging geraden Weges hinüber nach Cedernstein, um den Grafen über den Zusammenhang zu befragen. Noch aufgeregt von der überraschenden Entdeckung ging er aufrechten Hauptes durch den Park und schritt mit heftiger Bewegung die steinernen Treppenstufen des Schlosses hinauf.

Graf Cedernstein sah ihn mit nicht geringerer Verwunderung so direct seinen Appartements nahen und ehe

er noch wußte, warum er kam, rief er: „Was willst du hier? Der Verwalter ist da, um wegen der Arbeit mit den Leuten zu sprechen.“

„Heute komme ich in einer Angelegenheit, worüber mir der Verwalter keine Auskunft geben kann, Herr Graf; ich muß sie aus Ihrem eigenen Munde hören.“

Diese Worte waren vielleicht etwas zu keck hingeworfen, denn der Graf beschaute ihn von Oben bis Unten und sagte geringschätzend: „Ich kann mir zwar nicht denken, was ein Holzhauer mit mir zu sprechen hätte, aber ich will dich anhören. Tritt in mein Kabinet!“

Das Kabinet des Grafen hätte durch seinen verschwenderischen Luxus einen simpeln Mann leicht aus der Fassung bringen können, aber Wolfgang sah von der ihn umgebenden Pracht nichts. „Herr Graf,“ sprach er, „ich komme ohne Umschweife zur Sache. Sie haben dem Notar einen Kaufbrief übergeben, nach welchem Sie zum Eigenthümer des Helferich'schen Buchenwaldes geworden sind.“

„Allerdings, aber was hast du damit zu thun?“

„Sehr viel, Herr Graf, denn jener Wald, den Sie gemäß Kaufact beanspruchen, ist mir testirt und ich halte mich auch noch aus andern Gründen für den rechtmäßigen Eigenthümer.“

Cedernstein wurde bei diesen Worten blaß vor Bestürzung. „Dir testirt?“ sagte er. „Wie kommst du zu einem solchen Einfalle? Du träumst wohl?“

„Das Testament wird Ihnen Auskunft geben, daß ich nicht träume. Ich sage Ihnen noch einmal, daß ich mich für den rechtmäßigen Eigenthümer halte.“

Cedernsteins Gesicht wurde noch bleicher und seine

Verlegenheit wuchs. Nach einer Weile sprach er mit unsicherer Stimme: „Es mag sein, daß er dir den Wald testirt hat, aber er änderte später seinen Sinn und verkaufte ihn mir. Solche Sinnesänderungen kommen oft vor.“

„Mag sein, aber hier nicht; Herr Graf.“

„Du hast doch nicht in das Herz des Verstorbenen gesehen?“

„Allerdings habe ich das. Helferich wollte gerade verhüten, daß der Buchenwald in Ihren Besitz käme, deßhalb nahm er mir das Versprechen ab, ihn niemals zu veräußern. Er blieb klar bis zu seinem letzten Augenblicke und wiederholte mir noch gestern seinen Wunsch. Würde er mir nicht vor dem Sterben gesagt haben: „der Wald ist nun doch in des Grafen Besitz übergegangen, und was im Testamente steht, das gilt nichts?“

„Du willst doch nicht seine Unterschrift leugnen?“

„Nein, die Unterschrift ist die seinige, aber ich wiederhole nichts desto weniger, daß er den Wald nicht verkauft hat; er kann es nicht gethan haben; ich kenne den Grund so genau, daß ich selbst einem Engel aus dem Himmel nicht glauben würde.“

„Es käme also auf einen Proceß an,“ sagte Cedernstein lauernd.

„Wenn Sie nicht von ihren Ansprüchen abstehen, ja. Ich bin fest entschlossen, denselben bis zur Spitze zu treiben; ich muß es sogar thun, um dem Verstorbenen gerecht zu werden.“

Der Graf ging einigemale durch das Zimmer auf und ab, dann kehrte er zu Feilenhauer zurück und sprach:

„Todt ist todt! Was kann dem Helferich daran liegen, wer jetzt den Wald hat? Wenn du wirklich der Erbe bist, dann ist die Sache leicht arrangirt. Ich zahle dir den Kaufpreis und damit hollah.“

„Damit noch lange nicht hollah! Ich will keinen Kaufpreis, sondern den Wald. Böten Sie mir die zehnfache Summe, dann würde ich ebenfalls nein sagen.“

„Also,“ sprach der Graf in verbissener Wuth, „an die Stelle des einen Hartkopfes ist ein anderer getreten. Ich denke doch, wenn Du den Kaufpreis in Händen hast, könntest du zufrieden sein. Daß der Wald die Summe nicht werth ist, kann ja Jeder einsehen.“

„Sie haben vergessen, Herr Graf, daß Sie nicht einmal in Ihrem Rechte wären, wenn sie mir das Geld einhändigen. In dem Kaufacte ist ja die Gemeinde Kesselsheim als Gläubigerin aufgeführt.“

Der Graf stutzte; so stand wirklich in dem Kaufacte. „Nun, was das angeht,“ sagte er endlich „so kann die Gemeinde keinen rechtlichen Anspruch erheben und — — nun, was braucht die Gemeinde dann zu wissen, daß sie in dem Acte steht?“

„Ah, stehen die Sachen so, Herr Graf? Sie würden also kein Bedenken tragen, sie — erlauben Sie mir das Wort — zu betrügen? Was soll ich von einem Acte denken, der auf solchen Grundlagen ruht?“

Cedernstein war bei diesen Worten nach der Wand gesprungen, hatte eine Reitpeitsche ergriffen und holte aus, um die Beleidigung zu rächen. „Hund,“ zischelte er, „ich will dich lehren, wie man mit einem Edelmanne spricht!“

Wolfgang trat jetzt auf ihn zu, wand ihm die

Peitsche aus der Hand und sprach: „Herr Graf, ich will Ihnen eine körperliche Züchtigung an Ihrer Person ersparen. Hätte mich die Peitsche berührt, so würde ich mich nicht besonnen haben, den Edelmann wie einen gemeinen Stallknecht zu behandeln. Ich wahre Ihre Ehre, wenn ich Sie bitte, nicht zum zweitenmale so an mich heranzutreten."

Cedernstein schäumte vor Wuth und trat mit dem Absatze nieder, daß der Boden dröhnte, aber er rührte ihn nicht an. „Mensch," schrie er, „so stelle eine Forderung für deinen verfluchten Wald!"

„Herr Graf," antwortete Wolfgang, „glauben Sie nicht, daß Sie mich wie einen Knaben oder einen Ihrer armen Bauern einschüchtern können. Damit Sie nicht im Unklaren bleiben, will ich Ihnen sagen, daß ich den Wald nicht abtreten würde und wenn Sie mir ganz Cedernstein mit allem, was d'rum und d'ran hängt, sammt der Grafenwürde zu Füßen legten. Wollen Sie der Gemeinde Kesselsheim gerecht werden, so zahlen Sie ihr die zwölftausend Thaler, ich habe nichts dagegen, sondern muß es sogar wünschen; aber ich sage Ihnen, daß dadurch nicht ein Ast, nicht eine Buchecker in Ihr Eigenthum übergeht. Mein ist der Wald und mein soll er bleiben, so lange ich lebe. Nach meinem Tode aber werde ich Sorge tragen, daß er in treue Hände, nicht in die Ihrigen, oder die Ihrer Nachkommen gelangt."

Wallram von Cedernstein hatte diese Sprache nicht erwartet. So lange er denken konnte, hatte es niemals ein Mensch gewagt, seinem Willen zu widerstehen; demüthig hatte sich Alles vor ihm gebeugt, geneigt und geschwanzwedelt und jetzt trat ihm ein armseliger Holz-

hacker wie ein Reichsfürst entgegen. Wir brauchen uns deßhalb nicht zu wundern, wenn er sich vor Aerger kaum halten konnte und unwillkürlich die Fäuste ballte; aber darüber müssen wir höchlich staunen, daß er sich solche Dinge sagen ließ, ohne dem Beleidiger den Degen durch die Brust zu rennen. Woher kam das? Nun, er fühlte sich unwillkürlich dem jungen Manne gegenüber klein und unbedeutend, und es kam ihm vor, als wenn die Stirne des Jünglings eine Majestät ausstrahle, die ihn niedersengte und vernichtete. Noch ein anderer Grund, auf den wir später kommen werden, wirkte mit, ihn still und kleinlaut zu machen.

Wolfgang hatte noch bittere Worte auf der Zunge, aber als er sah, wie der Graf sich krümmte und ihm gegenüber kein ebenbürtiger Gegner mehr war, wendete er sich um und ging. In seiner Hütte angekommen wollte es ihm fast bedünken, als sei er zu rasch zu Werke gegangen und als habe er sich voreilig einen mächtigen Gegner auf den Hals geladen; aber ein kurzes Bedenken sagte ihm: „Nein, es mußte so sein, ich durfte den letzten Willen Helferichs und meiner Mutter nicht beschimpfen lassen, und Cedernstein mußte auch gleich wissen, wen er an mir hatte. Ich glaube kaum, daß er jetzt noch seine vorgeblichen Ansprüche verfolgen wird, denn auf alle Fälle ist er auf eine Weise, welche das Tageslicht nicht verträgt, an die Unterschrift Helferich's gelangt. Wenn er sich erkühnt, einen Baum anzutasten, oder nur den geringsten Eingriff in meine Rechte zu machen, so werde ich ihn in die Schranken zurückweisen.“

Daß er unter diesen Umständen keinen Tag länger in den Diensten des Grafen blieb, ist selbstverständlich;

es wäre auch wohl ohne den persönlichen Streit nicht geschehen, denn mit dem schönen Legate konnte er leben und durfte die Axt zur Ruhe verweisen.

Als er bei dem Notar vorsprach und ihm mittheilte, was zwischen ihm und Cedernstein vorgefallen, zuckte dieser die Achseln und sprach: „Sie wären am Ende doch besser langsam verfahren. Der Kaufact ist später als das Testament und wenn seine Ansprüche auch zweifelhafter Natur sind, so läßt sich doch ein Proceß darauf anstrengen; und wer da weiß, wie im Laufe der Zeit die Ansichten der Veränderung unterliegen, wie eine Sache gedreht und gedeutet werden kann, der vermeidet gerne die Herren, denen es um die Sporteln geht.“

„Mag Alles verloren gehen,“ antwortete Wolfgang, „den Wald muß ich behalten und darum gehe ich einem Prozesse nicht aus dem Wege.“

„Dann wird Ihnen kein anderes Mitte übrig bleiben, als ihm zu beweisen, daß der Kaufact erschlichen, oder auf sonst eine unrechtmäßige Weise zu Stande gekommen ist, aber das werden Sie nicht fertig bringen.“

„Ich vertraue auf die Hülfe Gottes und auf Ihren Beistand.“ Mit diesem festen Entschlusse entfernte sich Wolfgang.

Drittes Kapitel.

Die Spieler.

Der Winter war vorüber, auf den Bergen und in den Thälern schmolz der Schnee; die Bäche wurden zu Strömen und die Ströme zu Seen. Kesselsheim kam

immer tiefer in's Wasser und bald war es über und über eine wallende Fluth, so daß sich die Nachbarn nur mit Hülfe von Stelzen besuchen oder in Bottichen von einem Hause zum andern rudern konnten. Wolfgang Feilenhauer, der das Wasser von allen Seiten des überlaufenden Baches bekam, mußte sich in seine beiden Dachstübchen retiriren und er fürchtete, daß schließlich das leichte Hüttchen umsinken und wegschwimmen werde. In einem frühern Jahrhunderte hatte Kesselsheim auch einmal tief im Wasser gelegen und in vielen Häusern fand sich noch die damalige Höhe der Fluth verzeichnet, aber jetzt war die Marke schon um mehrere Fuß überstiegen und noch immer mächtiger rauschte das nasse Element heran.

Wenn Wolfgang nachts auf dem Bette lag, hörte er unter sich ein eigenthümliches Rauschen und Brausen, als ob sich die Wasser im Schooße der Erde in einem weiten Becken sammelten. Das war ihm unbegreiflich und mit allem Nachdenken konnte er nicht herausbringen, wie das zusammenhing. Zuweilen zitterten die Balken des Hauses und wenn er das Ohr an einen der Pfosten hielt, hörte er ein dumpfes Getöse. Er mußte in der That befürchten, daß nächstens der Sturz erfolgen werde. Da besann er sich nicht länger, sondern warf sich in die Fluth und schwamm hinüber. Ein Nachbar, der auf einem Hügel wohnte, nahm ihn bei sich auf.

Wochen vergingen bis sich das Wasser verlaufen hatte; da kehrte Wolfgang zurück und säuberte seine Hütte von dem Unrathe und dem Schlamm, welcher fußhoch auf den Dielen stand. Das Kollern, Brodeln

und Rauschen hatte noch immer nicht ganz aufgehört, aber es wurde mit jedem Tage schwächer, zuletzt hörte er nichts mehr. Seine prächtige Linde trieb Knospen und wurde grün. Wenn er die umliegenden Aecker, jetzt sein freies Eigenthum, bestellte, blieb er oft stehen, weidete sich an ihrem Anblicke und bedauerte, daß die Mutter nicht mehr lebte, um Theil an seiner Freude zu nehmen.

Eines Tages hörte er in seinem Rücken plötzlich ein Rasseln und Prasseln; als er sich umwendete, sah er am Fuße der Linde einen Wasserstrahl in die Höhe schießen und den mächtigen Baum sich auf die Seite neigen. Verwundert eilte er hin und betrachtete das unerklärliche Naturereigniß. Als das Wasser zu schießen ganz aufhörte, holte er eine Stange, stieß sie da, wo der Springbrunnen gewesen war, in die Erde und fand keinen Grund, wohl aber, daß sich unten in der That ein See gesammelt hatte. Rasch eilte er hinweg, denn er mußte fürchten, daß der unterhöhlte Boden ihm selbst Unheil bringen könne.

Jeden Tag schien sich der Lindenbaum ein wenig mehr auf die Seite gesenkt zu haben, aber er grünte und blühte lustig fort; nicht ein Zweiglein, nicht ein Blättchen ließ er hängen, nur, daß er so schief stand, und Jedem, der ihn sah, Angst einjagte. Wolfgang aber trauerte um den Baum, denn man konnte wohl voraussehen, daß er bald ganz zusammenstürzen und die Hütte ihres schönsten Schmuckes berauben werde. Es war ihm zu Muthe, als wenn mit der Linde ein Theil seines Selbst zu Grunde ginge und er konnte sich kaum denken, daß er künftig noch so glücklich in der Hütte leben werde, wie jetzt.

Von Zeit zu Zeit nahm er die Stange wieder und maß; das Wasser nahm allmählig ab und eines Tages stieß er auf harten Boden. Da kam er auf den Gedanken, das Loch ein wenig zu erweitern und es mit Erde anzufüllen, denn nur auf diese Weise glaubte er den ehrwürdigen Baum erhalten zu können.

Er holte den Spaten und grub; die Schollen, welche er abstieß, kollerten dumpf in die Tiefe nieder und verursachten ein donnerndes Getöse. Plötzlich schoß eine größere Schicht Erde los und er schaute zu seiner Verwunderung in ein gemauertes Gewölbe hinab, welches jetzt von der eindringenden Sonne hell beleuchtet wurde. Sinnend stand er da und schaute die alten Steine an, nicht begreifend wie das Gewölbe dahin gekommen sei und wozu es gedient habe. „Hier muß früher ein Haus gestanden haben," dachte er, „und das ist der Keller gewesen. Aber wie lange mag das her sein? Vater und Mutter müssen es nicht gekannt haben, denn sie sprachen niemals davon." Gerne wäre er hinabgestiegen, um das Gewölbe näher zu untersuchen, aber er fürchtete, es möchte nachstürzen und ihn begraben, deßhalb that er es nicht.

In Kesselsheim erregten das Gewölbe und der schiefe Lindenbaum natürlich großes Aufsehen und die alten, fast vergessenen Geschichten von dem untergegangenen Schlosse und dem feindlichen Brüderpaare kamen wieder in Umlauf. Alt und Jung kam herbeigelaufen, um das Gewölbe zu sehen; Wolfgang war genöthigt, es mit Brettern zu überdecken und das Thor des hölzernen Brückchens, welches über den Bach führte, zu verschließen.

Mit dem Eintritte des Frühlings hatte sich der Graf von Cedernstein, wie gewöhnlich, in die Residenz begeben; dort lebte er dem Vergnügen und den lärmendsten Lustbarkeiten; auf seinem Schlosse war nur ein Theil der Dienerschaft zurückgeblieben und Wolfgang hatte für jetzt noch Ruhe mit dem Buchenwalde. Der Graf störte ihn nicht im Besitze. Leute, die ihn in der Residenz gesehen haben wollten, sagten, er treibe die Verschwendung in einem so großartigen Style, daß er bald zu Grunde gehen müsse. Sie hatten Recht und zwar in doppelter Beziehung, denn seine Gesundheit und sein Vermögen litten darunter.

Eines Tages war großes Preisrennen gewesen und Cedernstein hatte durch unsinnige Wetten außerordentliche Summen verloren. Gleichwohl bewirthete er Abends den ganzen Adel, welcher am Rennen Theil genommen. Seine Wohnung strahlte von unzähligen Kronleuchtern, die Gemächer strotzten von Kostbarkeiten, es hatte den Anschein, als residire in dem Palais ein Fürst mit unerschöpflichen Mitteln. Wagen auf Wagen fuhren an, die Säle füllten sich mit Gästen, der Champagner floß in Strömen, die rauschende Musik schallte weit über das Gebiet des Palastes hinaus in die stillen Straßen der schlafenden Stadt.

Cedernstein hatte sich in ein kleines Gemach begeben; ein Dutzend seiner Gäste folgte ihm dahin. Es waren alle abschreckende Gestalten, welche schon auf den ersten Anblick verriethen, daß sie in mancherlei Lastern grau geworden. In der Mitte des Gemaches stand ein großer, grüner Spieltisch, wie man sie in den Badeörtern findet. Der Herr des Hauses und seine Gäste

gruppirten sich um denselben und sofort begann das Spiel. Alle Nummern waren mit Gold und Banknoten besetzt. Cedernstein war Bankhalter, eine ungeheure Summe lag vor ihm und sie vergrößerte sich noch mit jedem Augenblicke; das Glück schien nicht von seiner Seite weichen zu wollen. Sein graues Auge blitzte vor Freude und seine blassen Lippen zuckten in raschen Bewegungen, wenn er mit dem Rechen die gewonnenen Summen an sich zog.

„Meine Herren," sagte er, „das Glück ist heute gegen Sie, und ich glaube, daß es in Ihrem Vortheile läge, das Spiel zu beendigen."

„So?" antwortete ihm einer der Mitspielenden, ein Graf von Sennisheim. „Du hast uns zu stark gerupft, erst müssen wir dir wieder einen Theil abjagen. Hier stehen tausend Pfund Sterlinge, damit will ich mein Glück versuchen."

Tausend Pfund Sterling! das war selbst für diese wüthenden Spieler eine große Summe. Alle schauten mit Verwunderung auf; Einige erhoben sich, weil sie alles verloren hatten, Andere machten die größten Anstrengungen, eine Summe zusammenzubringen, welche in etwas dem Satze des Grafen von Sennisheim entsprach.

Das Spiel begann, die verhängnißvolle Kugel rollte. Klack schlug sie ein und Cedernstein hatte verloren. Die Summen wurden verdoppelt, auch jetzt verlor er, und alles Geld, welches noch kurz vorher in seinem Besitze war, wanderte in die Taschen der Gewinner. „Du warst allzu zuversichtlich," sprach Sennisheim. „Wir haben dich kahl gemacht."

Cedernstein entfärbte sich und gab zur Antwort: „So leicht werde ich nicht kahl. Wartet eine Weile, ich werde neues Geld holen und hoffe, euch damit den Gewinnst wieder abzujagen."

Rasch erhob er sich und eilte die Treppe hinauf in sein Kassenzimmer. Hastig schloß er die Riegel eines eisernen Schrankes auf und scharrte, was er vorfand, ungezählt in einen Korb. „Diese verfluchten Junker," murmelte er, „sie werden es noch dahin bringen, daß ich meine Güter verkaufen muß."

Als er sich aus seiner gebückten Stellung erheben wollte, legte sich eine sanfte Hand auf seine Schulter, unter deren Berührung er zusammenzuckte. Es war eine große schöne Frau, in deren Augen noch Thränen standen. „Cedernstein," sagte sie sanft, „das Spiel ist die unseligste aller Leidenschaften, denn es öffnet den Weg zu vielen Verbrechen. Du hast heute große Summen verloren; das Glück ist gegen dich und du wirst voraussichtlich auch um dieses Geld kommen."

„Sind deine Spione wieder in meiner Nähe gewesen?" fragte er scharf.

„Nenne sie nicht so," entgegnete seine Gemahlin. „Es ist meine Pflicht, daß ich dir Vorstellungen mache, denn ich sehe im Geiste den Tag kommen, an welchem wir nackt und bloß von Cedernstein auswandern müssen, um von den Almosen derer zu leben, die dich jetzt berauben."

Der Graf lachte verächtlich und antwortete: „Es ist möglich, daß uns Cedernstein verloren geht, aber noch hat es nicht den Anschein, denn wie du weißt, habe ich den Complex Jahr um Jahr vergrößert."

„Freilich, aber mit erborgtem Gelde oder mit unbezahlten Schuldscheinen."

„Isabella," rief Cedernstein, „hast du dir's in den Kopf gesetzt, mir den heutigen Tag zu verderben?"

„Nein, gewiß nicht, ich will dir nur spätere, schwere Verdrießlichkeiten, vielleicht Noth und Elend sparen, und darum bitte ich dich sehr inständig, heute das Spiel aufzugeben und auch in der Zukunft demselben zu entsagen."

Der Graf antwortete ihr nicht, sondern schob unsanft ihre Hand zur Seite und begab sich mit dem Korbe hinab in das Spielzimmer, wo er mit einem freudigen „Ah!" empfangen wurde. Nachdem er seinen Platz wieder eingenommen, trat Sennisheim mit einem triumphirenden Gesichte an den Spieltisch und fragte, ob er ihm den ganzen Inhalt des Korbes gegen die gleiche Summe setzen wolle.

Er nickte, aber die andern Spieler wollten das nicht gelten lassen. „Wir haben hier allesammt gleiche Ansprüche und gleiche Rechte und es ist nicht in der Ordnung, wenn einer die andern aus dem Spiele drängt."

Sennisheim mochte diesen Einwurf als richtig ansehen, denn er begnügte sich damit, eine handvoll Banknoten auf eine Nummer zu setzen. Alle übrigen, welche noch im Besitze von baarem Gelde waren, machten ihr Spiel: es schwankte herüber und hinüber, aber nach Verlauf von einigen Stunden war Cedernstein's Korb vollständig geleert.

„Wir haben dich doch ganz anständig gerupft!" sagte Sennisheim spöttisch.

Wüthend sprang Cedernstein auf, riß seine Brief-

tasche heraus, schrieb einen Bon, hielt denselben dem Spötter unter die Nase und schrie: „Heute kann ich nicht mehr mit baarem Gelde zahlen, aber da ist ein Bon, den ich in vierzehn Tagen einlöse. Willst du um den Betrag spielen, so erkläre dich."

„Warum nicht!" entgegnete Sennisheim, „ich würde sogar um das zehnfache spielen, denn das Glück ist heute mit mir und ich würde ganz sicher gewinnen."

Diejenigen von den Spielern, welche gerne an der Beraubung des Grafen so lange als möglich Theil nahmen, fanden darin eine Benachtheiligung und widerriethen ihm das Spiel; er aber schüttelte sie unwillig von sich und warf mit zornsprühendem Antlitze seinen Bon zu dem Gelde Sennisheim's. Die Kugel rollte wie immer; an ihrem stets gleichförmigen und gleichgültigen Gerassel war nicht abzunehmen, ob das Spiel um einen Gulden, oder ob es um eine Million ging. Cedernheim sah dem Rade mit fieberhafter Spannung nach; er hätte die Kugel mit seinen Blicken bannen und in die richtige Vertiefung schleudern mögen, aber die gefühl- und theilnahmslose Tänzerin surrte dahin und nahm keine Notiz von seiner Gemüthserschütterung. Klack fiel sie.

Cedernheim ergriff mit zitternden Händen das Rad. „Hölle und Teufel!" schrie er, als sein Auge auf die Nummer fiel. „Da ist der Bon, das Spiel ist zu Ende!"

Sennisheim nahm das Papier, beschaute und prüfte es und sprach: „In vierzehn Tagen also! Nun, ich rechne darauf, daß du pünktlich bist, denn Ehrenschulden darf man nicht hinausschieben."

„Und warum glaubst du, daß ich nicht pünktlich sein würde?"

„Offen gestanden, weil ich fürchte, daß es dir doch etwas schwer fallen wird, das Geld zusammenzubringen. Wenn mich meine Berechnung nicht täuscht, hast du in den letzten Wochen so ziemlich dein ganzes Vermögen verloren."

„In meine Vermögensverhältnisse habe ich noch keinen Fremden hineinblicken lassen;" sprach Cedernstein mit unverkennbarem Ingrimme, „auch räume ich Niemanden das Recht ein, über dieselben ein Urtheil zu fällen; ich denke, es wird genug sein, wenn ich den Bon einlöse."

„Vollkommen," antwortete Sennisheim, verbeugte sich kalt und verließ das Zimmer. Die andern folgten seinem Beispiele und ließen den Herrn des Hauses allein.

Die Arme über der Brust gekreuzt lief er auf und ab und murmelte: „Diese erbärmlichen Schufte, sie haben mir alles genommen; wenn die Herrschaften jetzt verkauft werden, so reicht der Erlös wahrhaftig kaum hin, um die Schulden zu decken. Welch ein Triumph für Sie, wenn es plötzlich hieße: der Cedernstein ist insolvent geworden, er ist nicht mehr im Stande, seine Spielschulden zu bezahlen! Aber dahin soll es nicht kommen, ich werde ihnen die Mäuler mit klingender Münze stopfen."

Im höchsten Grade aufgeregt lief er hin und her und dachte nicht daran, daß seine Abwesenheit bei den Gästen auffiel. Isabella, seine Gemahlin hatte sich indessen mit der schweren Pflicht beladen, sie zu unterhalten. Es war eine Aufgabe für sie, die fast ihre Kräfte überstieg, denn im Champagnerrausche setzten

S. 51.



Ausführ, Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, ein untergegangenes Grafengeschlecht.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

Herren und Damen den feinen Anstand bei Seite, durch den sich die höhere Gesellschaft stets auszeichnet. Durch die Ueberladung mit dem süßen Schaumweine stiegen sie von ihren Fußgestellen herab und geberdeten sich schlimmer wie die gewöhnlichen Sterblichen, die sich in allen Lebensverhältnissen geben, wie sie ihrer innersten Natur nach sind.

Lange war es ihr nicht möglich, zwischen der lärmenden Aristokratie auszuhalten; bald wendete sie der Gesellschaft mit Eckel den Rücken und begab sich in das Spielzimmer. Ein Blick auf den Tisch zeigte ihr, daß sich ihre Befürchtung erfüllt hatte. Cedernstein hatte sich auf eines der schwellenden Polster niedergelassen. Ganz mit sich selbst beschäftigt, bemerkte er den Eintritt der treuen Gattin nicht; bleich wie der Tod, mit den Händen in der Luft umherfechtend stieß er furchtbare Flüche aus, verwünschte sich selbst und seine abscheulichen Freunde und raufte sich mit den Händen in den unordentlich um sein alterndes Haupt hängenden Haare.

Das Herz zog sich ihr bei seinem Anblicke zusammen und die Thränen schossen ihr in die Augen.

„Cedernstein!" rief sie mit schwacher Stimme.

Der Graf fuhr erschreckt empor. „Was willst du hier?" fragte er.

„Wäre es nicht besser gewesen, wenn du mir gefolgt hättest?" lispelte sie. „Deine letzten Hülfsquellen sind jetzt erschöpft und es warten zahllose Rechnungen."

„Ich konnte nicht zurücktreten, ich wäre für einen Ehrlosen angesehen worden."

„Nur Wenige würden das gethan haben; nur diejenigen, welche mit dir dem schmachvollen Laster des

Spieles fröhnen. Alle Guten und Besonnenen aber würden dich gepriesen haben."

„Unter den Guten und Besonnenen denkst du dir den gemeinen Pöbel."

„Ja, was du so nennest. Doch, wir wollen nicht darüber streiten, welche Klasse der Gesellschaft den Vorzug verdient. Wir können unsere Zeit besser anwenden, wenn wir einen Weg aufsuchen, auf welchem mit einem Reste unseres Vermögens zugleich der gute Name der Familie Cedernstein zu retten ist. Ich kenne deine Schulden nicht alle, aber ich glaube nicht allzusehr zu irren, wenn ich annehme, daß nach Bezahlung derselben immer noch so viel übrig bleibt, um wie eine Bürgerfamilie in stiller Eingezogenheit zu leben. Hier und in Kesselsheim könnten wir freilich nicht bleiben. Wir müßten nach einem entfernten, recht billigen Orte ziehen."

„Mache dir keine Illusionen, Isabella," unterbrach sie der Graf rauh: „wenn ich alle unsere Schulden bezahlen wollte, so müßte unser Besitz wenigstens zehnmal so groß sein, als er wirklich ist."

„Mein Gott, Cedernstein, ist das dein Ernst?"

„Vollkommen, aber mache dir keine Sorgen, ich habe unerschöpfliche Hülfsquellen, die noch nicht ausgebeutet sind. Wenn ich sie anbohre, fließt das Geld in einem ununterbrochenen Strome. Ich habe keine Lust, mir Schranken aufzulegen und du sollst es auch nicht. So lange ein Cedernstein lebt, darf es nur im höchsten Glanze sein."

„Aber ich verstehe wirklich nicht, was du damit sagen willst."

„Ist auch nicht nöthig, Isabella; dem Manne

kommt es ja zu, die Mittel herbeizuschaffen, welche zu einem behaglichen Leben erforderlich sind."

Die Gräfin seufzte. „Weiß Gott, Cedernstein, unser Leben ist schon lange nicht mehr behaglich."

„Fehlt dir etwa irgend eine Bequemlichkeit? Hast du nicht Pferde, Wagen, Diener, überhaupt Alles, was ein Mensch wünschen kann?"

„Mehr als das, Cedernstein; aber all dieser Glanz trägt nichts zur Behaglichkeit bei. Es wäre mir lieber, wir lebten uns selber in einer Hütte und thäten all' den wüsten Lärm von uns."

Aergerlich und mit viel weniger Zartheit, als es der feinfühlenden Frau zukam, gab er zur Antwort: „Isabella, deine Ansichten und Neigungen waren immer sehr spießbürgerlicher Natur, aber das kann mich nicht bestimmen, unsern Rang aufzugeben und wie ein einfacher Bürger zu leben."

„Ich weiß leider, daß meine stillen Neigungen keine Beachtung finden, aber ich meine, das Spiel gehöre doch nicht nothwendig zu dem gräflichen Ansehen und darum bitte ich dich recht inständig, lieber Cedernstein, es aufzugeben. Diese Menschen, welche dich umgeben, haben nur den Zweck, dich auszubeuten. Du solltest zu stolz sein, mit ihnen in dieser Weise zu verkehren, denn im Grunde genommen, ist ihre ganze Denkungs- und Handlungsweise doch eine widerlich gemeine."

„Gemeine Hunde sind's, darin hast du recht und ich würde deinem Rathe folgen, wenn ich ihnen den Raub nicht wieder abjagen müßte."

„Laß sie behalten, was sie haben," bat Isabella flehentlich und schlang ihre Arme um seinen Nacken. Er

aber machte sich los und sagte streng: „Schweigen wir davon! Was macht die Gesellschaft?"

„Sie berauscht sich in unserm Champagner."

Cedernstein erhob sich. „Gehst du noch mit hinein?" fragte er.

„Es ist mir nicht möglich," gab sie zur Antwort und schritt langsam und mit beklemmter Brust die Treppe hinauf zu ihren Gemächern.

Als er in den Speisesaal trat, hörte er hinter einer Gruppe von dicht zusammenstehenden Lorbeerbäumen ein leises Flüstern. Da sein Name erwähnt wurde, so trat er an die andere Seite der Gruppe. Er konnte die Sprechenden nicht sehen, aber er erkannte den Grafen von Sennisheim deutlich an der Stimme."

„Der Cedernstein sitzt noch im Spielzimmer und grübelt über seine Verluste nach!" sprach er mit einem Tone unverkennbarer Schadenfreude. „Sahst du nicht, welch' einen furchtbaren Eindruck es auf ihn machte, als er Schlag auf Schlag verlor?"

„Es ist mir nicht entgangen und ich habe mich sehr darüber gewundert, da er doch sonst seine Verluste mit großem Gleichmuthe zu tragen pflegt."

„Das hat seine besondern Gründe und ich will sie dir anvertrauen, damit dir kein Schaden erwächst. Schau, der Cedernstein ist durch seine unsinnige Verschwendung heute schon ein ruinirter Mann. Von seinen Besitzungen gehört längst kein Halm mehr ihm; es ist Alles über und über verschuldet. Sein baares Geld, das letzte, was er aus seinen Forsten machen konnte, ist heute auf dem Spieltische verloren gegangen und ich weiß mit Bestimmtheit, daß er den Bon nicht einlösen

kann, den er mir übergeben hat. Von seinen Verschreibungen habe ich nach und nach einen großen Theil an mich gebracht, versteht sich von dem Gelde, welches ich ihm in der Bank abgewonnen. Merkst du nun, wo meine Absicht hinausläuft?"

„Ich muß gestehen, daß ich es nicht einsehe."

„Und doch ist nichts auf der Welt einfacher! Wenn er den Bon nicht zahlen kann, so kehre ich die rauhe Seite heraus. Ich denke, es soll mir nicht schwer fallen, in kurzer Zeit sein schönes Besitzthum an mich zu bringen. Wir wären dann beide geborgen und brauchten nicht mehr bei günstigen Gelegenheiten unsern Vortheil auf allerlei Umwegen zu erreichen suchen. — Er wird wahrscheinlich bei seinen Freunden Anleihen zu machen suchen, aber halte du deine Taschen zu! Den Uebrigen brauche ich keine Warnung zukommen zu lassen. Heute trinken sie seinen Champagner und morgen, wenn die Quelle versiegt, wenden sie ihm den Rücken."

Cedernstein, dem kein Wort der Unterredung entging, sprühte Feuer und Flammen; es fehlte nur ein Haar, so wäre er hervorgesprungen und hätte den Menschen an der Kehle gefaßt; aber er hielt an sich und bezwang sich mit Gewalt. Wenn er seinem Zorne freien Lauf ließ, so war ein Duell die unvermeidliche Folge und dem wollte er sich nicht aussetzen. „Es ist, wie Isabella sagt," murmelte er zwischen den Zähnen, „sie sind alle gemeine Kreaturen. Ich habe mein Geld, meine Zeit, meine Gesundheit und ich fürchte sogar auch meinen Ruf mit ihnen verlodderт, aber das sind Schritte, die nicht mehr zurückgethan werden können. Doch diese Schurken sollen meinen Sturz nicht erleben,

im Gegentheil, ich werde ihnen zeigen, daß der Cedernstein unerschöpfliche Fundgruben hat. Sennisheim, der Lump, welcher es auf meinen Untergang abgesehen hat, soll die Scheine herausgeben, meine Güter müssen frei von Schulden werden! Ein Thor bin ich, daß ich nicht längst auf dem Wege wandelte, der zum höchsten Reichthum führt."

Auf einem Ecktische stand eine Karaffe mit Wasser. Rasch stürzte er ein paar Gläser hinunter, um seine Nerven zu beruhigen und trat dann unter seine lärmenden Gäste. Graf von Sennisheim sprach zu seinem Gefährten: „Schau, wie ihn der Schlag niedergeschmettert hat! Sieht er nicht aus, wie ein Mensch, der mit der Welt abgeschlossen hat? Man hat Beispiele, daß Leute in so desperaten Verhältnissen ihrem Leben ein Ende machen. Das käme mir zu früh. Ich muß ihn etwas aufheitern."

Mit der freundlichsten Miene von der Welt ging er auf ihn zu, reichte ihm lächelnd die Hand und sprach: „Heute hat mich das Glück so unmenschlich verfolgt, daß ich für morgen fürchte. Es pflegt einen in der Regel recht hoch zu heben, damit der Sturz desto tiefer wird. Uebrigens, Graf, trage ich wahrhaftig Bedenken, für den Bon Zahlung anzunehmen, denn ich drängte dich auf eine etwas undelicate Weise zum Spiel und du konntest nicht gut ausweichen."

„Deine Bedenken," antwortete der Graf, „finde ich nicht an der Zeit. Ein Ehrenmann zahlt, was er verloren hat, zumal, wenn es sich um eine solche Bagatelle handelt. Morgen sende ich einen Eilboten nach

Cedernstein und hoffe, daß er zeitig genug zurück ist, um das Spiel nicht unterbrechen zu müssen."

Sennisheim stutzte. „Du nennst das eine Bagatelle?" sprach er. „Wahrhaftig, deine Schatzkammern müssen unerschöpflich sein. Ich muß dir offen bekennen, daß ich ruinirt wäre, wenn mich ein solcher Schlag träfe."

„Bah, wie du sprichst! Freilich, wenn es allein vom Ertrage der Wälder und Ländereien herkommen sollte, dann möchte es nicht weit langen."

„Du hast also noch andere Hilfsquellen?" fragte Sennisheim sichtlich verstimmt.

Cedernstein antwortete nicht, aber er warf ihm einen Blick zu, in welchem deutlich geschrieben stand: „Nur ein Mann von unermeßlichem Vermögen kann einen solchen Aufwand machen — und ich besitze es."

Diese kurze Unterredung hatte dazu gedient, ihm seine ganze Fassung wiederzugeben. Mit der gewinnenden Freundlichkeit und Routine eines vollkommenen Weltmannes stieß er mit seinen lallenden Gästen an und forderte sie auf, den Becher der Freude bis zur Neige zu leeren.

Sennisheim folgte ihm überall mit den Augen. „Das ist nur eine gemachte Fassung," murmelte er vor sich hin und die Sendung nach Cedernstein, wo alle Kassen leer sind, ist nichts als eitle Flunkerei. In den nächsten Tagen wird ein schreckliches Licht in seine Verhältnisse fallen und dann reißen wir ihm mit Hohnlachen die Maske vom Gesichte. Aber er versteht es wahrhaftig, sich zu beherrschen; ich weiß nicht, ob ich im Stande wäre, es ihm nachzuthun."

Die Gäste erhoben sich allmählig, ein Wagen nach

dem andern fuhr vor und nahm die Taumelnden in sein verschwiegenes Innere auf. Allmählig leerte sich der Saal und Cedernstein, der von jedem Einzelnen Abschied genommen hatte, blieb allein zurück. Sein Auge glitt mit einem verächtlichen Blicke über die langen Tischreihen, wo die Reste von Speisen und Getränken den Eindruck der Uebersättigung, ja fast des Eckels hervorriefen.

Die Diener, welche theilweise in den Ecken herumgelungert oder auch wohl geschlafen hatten, standen unter den Kronleuchtern und zählten die Trinkgelder, welche sie eingesäckelt hatten oder fielen wie hungrige Wölfe über die Pasteten und Confitüren her. Einige trugen emsig und diebisch, was sie erhaschen konnten, in verborgene Winkel, um sich in den folgenden Tagen gütlich zu thun. Dabei kam es ihnen so genau nicht, wenn auch ein unangeschnittener Braten oder eine noch verstöpfelte Champagnerflasche mit in die verschwiegene Vorrathskammer wanderte.

Der Graf wurde nicht von ihnen gesehen, er selbst aber beobachtete Alles, aber er schwieg dazu: „Warum der Kleinigkeit wegen seinen Athem verlieren?" murmelte er; „sie thun nur im Kleinen, was die Weggegangenen im Großen thun. Wenig Unterschied! Alles bleibt sich gleich in der Welt!"

Als die Diener in Sicherheit gebracht hatten, was ihnen nehmenswerth dünkte, löschten sie die Kronleuchter und begaben sich hinweg. Cedernstein blieb allein in dem dunkeln Saale zurück; in Gedanken versunken stand er an eine Säule gelehnt. „Sennisheim hat eine feine Spürnase," lispelte er nach einer Weile, „und ein

guter Rechenmeister ist er auch, denn er hat es richtig herausgetiftelt, daß meine Güter dahin sind, wie eine Seifenblase, die mitten in ihrem höchsten Glanze zerplatzt und nichts übrig läßt, als ein Bischen Schaum. Aber seine Berechnung soll doch zu Schanden werden. Jetzt gilt es, das Verlorne wieder zu erlangen und ihnen allen ein Schnippchen zu schlagen. Wenn das geschehen ist, dann kehre ich der saubern Sippe den Rücken und, wahrlich, keiner von ihnen soll jemals wieder meine Schwelle betreten."

Gräfin Isabella hatte sich noch nicht zur Ruhe begeben. Sie erwartete ihren Gemahl und hatte die feste Absicht, ihre ganze Ueberredungskunst aufzuwenden, um ihn vom Spiele zurückzuhalten. Wenn sie auch nicht den ganzen Umfang ihres Ruins kannte, so hatte ihr doch nicht Alles verborgen bleiben können; sie wußte so gut wie Sennisheim, daß sie ihren Reichthum nur noch dem Namen nach besaßen. Durch ihres Mannes leidenschaftliche Spielwuth mußte der Einsturz des papiernen Gebäudes bald erfolgen. Doch das war nicht die einzige Sorge, welche an ihrer Seele nagte. Sie hatte mit Schrecken bemerkt, daß Wallram, seitdem er dem Spiele fröhnte, kalt und gefühllos geworden, daß für die stillen häuslichen Freuden kein Platz mehr in seinem Herzen war und daß selbst sein Charakter sich befleckte.

Als Jüngling war er großherzig und edelmüthig gewesen, hatte sich für Kunst und Wissenschaft begeistert und war überall in erster Reihe dabei gewesen, wenn es galt, einen patriotischen oder allgemein nützlichen Zweck zu verfolgen. Von dem Allem war jetzt keine Rede mehr, Wallram ging jetzt mit einem mürrischen, mehr

in sich selbst als auf die Menschen gerichteten Blicke einher. Er sprach wenig, aber das Wenige zeigte, wie schrecklich leer seine Seele war. Nur, wenn von einer Hetzjagd, von einem Wettrennen oder vom Spiel die Rede war, konnte er sich noch begeistern. Dann leuchtete auch sein Auge wieder, aber es war ein unheimlicher, dämonischer Glanz, der sie zittern machte. Wenn der Geist des Bösen, der schon jetzt häufig Gewalt über ihn hatte, vollständig Besitz von seiner Seele nahm, dann — — —" sie dachte den Gedanken nicht aus, aber eine heiße Thräne bekundete, wie furchtbar sie sich die Zukunft dachte.

Sie hatte nun folgenden Plan entworfen: Der Graf sollte seine sämmtlichen Güter verkaufen und mit dem Erlös seine Gläubiger befriedigen. Blieb etwas übrig, so sollte es zur Gründung einer stillen Häuslichkeit auf dem Lande dienen. War dies nicht der Fall, so wollten sie zu ihren Eltern ziehen, deren einzige Tochter sie war. Um jeden Preis aber mußte sie ihn den gierigen Händen entreißen, in denen er sich jetzt befand, denn so lange diese verderblichen Einflüsse auf ihn wirkten, war eine Besserung nicht denkbar.

Aus ihren Plänen und Träumen wurde sie durch das Rollen der Wagen aufgeweckt. Froh, daß endlich die Gasterei zu Ende ging, stellte sie sich an's Fenster und schaute den Abfahrenden nach, hoffend, daß Wallram nun bald kommen werde.

Leise öffnete sie die Thüre, um seinen Tritt nicht zu überhören; aber Wallram blieb aus. Es wurde stille im Palais, die Dienerschaft begab sich einer nach dem andern in ihre Kammern und er kam immer noch nicht.

Da wurde es ihr ängstlich zu Muthe und sie eilte die Treppe hinab. Ihr erster Gang war nach dem Spielzimmer, wo über dem grünen Tische noch immer die Lampe brannte, welche die Diener zu löschen vergessen hatten.

Wallram war nicht da, aber der geleerte Korb stand mitten auf dem Tische. „So ist auch dieses hin," flüsterte sie wehmüthig. „Morgen werden die Rechnungen kommen und ich habe den Leuten nichts zu geben." Sie ging zu dem Speisesaale und öffnete die Thüre. Es war stockfinster in demselben. „Wallram!" rief sie. Ein dumpfer Wiederhall gab ihr Antwort, aber der Gesuchte war nicht da. Schnell schloß sie die Thüre wieder, denn die Gerüche der Weine und Speisen drangen betäubend auf ihre Nerven ein und sie sah im Geiste alle taumelnden Gestalten vor sich, die ihr einen solchen Widerwillen und Eckel eingeflößt hatten.

Betrübten Herzens stieg sie wieder die Treppe hinauf und legte sich angekleidet auf das Sopha, um ihn zu erwarten. Bei jedem Geräusche schreckte sie auf und eilte an die Thüre, aber Wallram kam auch jetzt noch nicht. —

Viertes Kapitel.

Die schwarze Sybilla.

Noch graute der Morgen nicht, als aus einer Hinterthüre des gräflich Cedernstein'schen Palastes ein Mann hervortrat, einen schnellen Blick auf die Fenster der Bel-etage warf und dann rasch durch den Garten

schlüpfte. Er hatte offenbar das Bestreben, nicht gesehen zu werden, und das wurde ihm leicht, denn es war noch dunkel und im Palais lagen die Einwohner im tiefsten Schlafe; das Fest war ja erst seit einer Stunde beendigt.

Er nahm einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die kleine Pforte in der Mauer und trat in eine enge, dunkle Gasse, welche auf der einen Seite von der Parkmauer, auf der andern von niedrigen Häusern gebildet wurde. Die Gasse mündete in eine breitere Straße, an deren Ecke eine Gaslaterne brannte; als er unter derselben hinwegging, konnte man trotz seiner Vermummung den Grafen Wallram erkennen.

Warum schlich er so allein durch die Straßen? Sein ganzes Gebaren machte den Eindruck, als befinde er sich auf einem Wege, den nicht Jedermann kennen sollte oder als ob er über das Ziel seiner Wanderung selbst noch im Unklaren sei. Bald blieb er stehen, bald hastete er weiter, mehrmals wechselte er die Straßenseite und kehrte sogar einmal wieder eine kleine Strecke zurück. Endlich aber ging er in weiten und eiligen Schritten weiter bis vor die Stadt. Hier schlug er einen Pfad zur Linken ein und gelangte in eine einsame Gegend, wo nur einzelne Häuschen zerstreut in Gemüsegärten lagen.

Es mochte wohl selten geschehen, daß ein so vornehmer Mann sich in diese einsame Gegend verlor, wo nur arme Gärtner wohnten. Wallram von Cedernstein schien aber hier eben so genau bekannt zu sein, wie in den vornehmen Vierteln der Stadt, wo mit seinem Namen der Begriff von Glanz und Ueberfluß auf's

engste verbunden war. Er gelangte jetzt an eine dichte Dornenhecke, welche sich durch ihre Höhe vor allen andern Einfriedigungen auszeichnete. Der längste Mann reichte mit seinem Kopfe nicht an's Ende und das Durchsehen war unmöglich, weil im Innern noch eine Plankenbekleidung rund lief. Das enge Thürlein war immer verschlossen und niemals sah man einen Menschen herauskommen. Daß aber der Garten bewohnt war, daran konnte nicht gezweifelt werden, denn den Tag über sah man eine dünne Rauchsäule aus demselben aufsteigen; auch sagten die Nachbarn, welche aus den Kronen ihrer Fruchtbäume hineinschauen konnten, es wohne eine alte Frau daselbst in einem niedrigen Häuschen, welche den Garten wohl in Pflege halte. Wer sie war und wie sie hieß, das hatte noch Niemand erfahren. Man nannte sie die schwarze Sybilla, weil sie immer schwarze Kleider trug und sich mit einem unergründlichen Geheimnisse umgab.

Gerade dieses Geheimnißvolle war aber auch Schuld daran, daß man den Garten mied; da man die Heimlichkeit nicht begriff, so stellte man sich unwillkürlich etwas Schlimmes vor und die Gemüsebauern behaupteten, der Teufel treibe sein Wesen dort. Lange hatte Niemand gewußt, wem das verschlossene Grundstück zugehöre, aber bei der neuen Katasteraufnahme hatte sich herausgestellt, daß es Eigenthum des Grafen von Cedernstein war. Die schwarze Sybilla hatte den Geometern ohne Anstand die Thüre geöffnet und da sie neugierig waren, die Räume zu sehen, in denen dem Volksglauben gemäß der Teufel sein Wesen trieb, so war sie sogar so weit gegangen, ihnen in dem Häuschen einen Kaffee

zu bereiten und ihnen die wenigen Zimmer zu zeigen, welche dasselbe enthielt. Nur eines war verschlossen geblieben, aber darauf hatten die Männer nicht das geringste Gewicht gelegt.

Vom Teufel war keine Spur zu finden, im Gegentheil machten die blanken Stübchen einen recht angenehmen Eindruck; der Kaffee war tadellos und die schwarze Sybilla gab sich als eine gebildete Frau und angenehme Gesellschafterin.

Einer der Geometer, den die Neugierde plagte, mehr zu erfahren, fragte, ob sie auch wisse, welche sonderbaren Gerüchte über sie rund gingen.

„Ich habe davon gehört," gab sie lächelnd zur Antwort, „aber es lohnt sich nicht der Mühe, dagegen zu sprechen. Es ist immer so in der Welt gewesen, daß man etwas Absonderliches hinter Denen sucht, die sich von der Oeffentlichkeit zurückziehen. Ich kenne die Menschen, weil ich lange genug unter ihnen gelebt habe, aber ich machte auch so viel bittere Erfahrungen, daß ich kein Verlangen trug, länger bei ihnen zu bleiben. Mein gnädiger Herr hat mir einen Zufluchtsort gewährt und ich fühle mich in meiner Einsamkeit wohl. Der Garten giebt mir, was ich bedarf; draußen würden nur alte Wunden wieder aufreißen und darum bleibe ich hier innen, so lange mein gnädiger Herr mir das Asyl nicht kündigt." Diese Rede klang offen und aufrichtig, aber wir werden im Verlaufe der Erzählung hören, daß sie mit ihrer Abgeschlossenheit nicht halb so zufrieden war, wie sie sich den Anschein gab.

Die Geometer nahmen nach der Zeit die schwarze Sybilla gegen die übeln Nachreden in Schutz, aber der

Volksglaube hatte sich so fest eingenistet, daß er auch jetzt noch nicht verschwand.

Graf von Cedernstein stand vor dem kleinen Pförtchen, zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete, trat rasch ein und schloß wieder hinter sich zu. Das Grau der Morgendämmerung hellte sich auf und die Sträucher und Bäume traten aus dem Dunkel der Nacht hervor. Cedernstein warf einen flüchtigen Blick über die Beete, die alle wohlgepflegt und mit den schönsten Gemüsen bestanden waren. Eine schwarz gekleidete Frau hockte nicht weit vom Hause auf dem Boden und schien mit dem Ausjäten von Unkraut beschäftigt.

Der Graf trat auf sie zu und sprach in gedämpftem Tone: „Guten Morgen Paula! Schon so früh bei der Arbeit?“

Beim Tone dieser Stimme erhob sie sich rasch, nahm eine ehrfurchtsvolle Haltung an und antwortete: „Gnädiger Herr, bei diesem abgeschlossenen Leben ist der Aufenthalt im Garten doch wenigstens eine Erweiterung des Gefängnisses und da treibt es mich schon früh vom Lager in das Grüne.“

„Du bist also des Lebens in dieser Einsamkeit satt?

„Gnädiger Herr,“ antwortete Paula, „Sie haben mich aus bitterer Armuth in eine Lage versetzt, in der es mir an nichts gebricht; die Sorge ist mir fremd gewesen und die Arbeit, welche ich nothwendig allein verrichten muß, hilft mir auf die glücklichste Weise über die Einsamkeit hinweg, wie sollte ich also klagen?“

„Du willst nicht geradezu sagen, daß du unzufrieden bist, aber in deinen Worten lag nichts desto weniger eine Klage.“

„Ach, gnädigster Herr, der Mensch kann nur schwer von seiner Art lassen, er ist eben ein geselliges Wesen."

Der Graf schien diese Antwort sehr ungern zu hören, denn er machte eine heftige Bewegung und schaute ihr stirnrunzelnd in's Gesicht. „Paula," sprach er, „du hast vergessen, welche Vergangenheit hinter dir liegt und welches Uebereinkommen wir trafen."

„Es ist mir noch Alles sehr wohl erinnerlich, Herr Graf. Noch heute gedenke ich der Stunde, in welcher mich mein Vater verstieß, weil ich eine ihm verhaßte Ehe geschlossen."

„Weil du den armen Spalding genommen," sagte der Graf. „Ich habe seine Handlung nie recht begriffen. Spalding war doch ein wirklicher Künstler."

Paula's Augen leuchteten bei dieser Unterbrechung auf und glänzten in der Freude der Erinnerung. „Ja, gnädiger Herr," fuhr sie fort, „sein Name hatte im In- und Auslande einen geachteten Klang und seine Kunstwerke erfreuten sich eines hohen Rufes; sie wurden mit Gold aufgewogen und Spalding war trotz seines Fleißes nicht im Stande, allen Bestellern gerecht zu werden. Wir lebten herrlich und in Freuden und ich vergaß allmählig den Fluch, welchen mir mein Vater nachgeschleudert, als ich ihm bekannte, daß ich mich mit Spalding habe trauen lassen."

Cedernstein ging mit Absicht darauf aus, alle Schrecken ihrer Vergangenheit wieder vor ihr aufleben zu lassen, darum fragte er: „Wie war es mit diesem Fluche? Es ist meinem Gedächtnisse entfallen."

„O Herr," antwortete Paula, „wäre er auf Ihr Haupt gefallen, wie auf das meinige, Sie würden sich

seiner erinnern bis in die letzten Zuckungen des Todes. Spalding war mein Gatte geworden, während ich in Amerika weilte, wohin ich gegangen war, um dem väterlichen Zorne zu entfliehen. Spalding wollte, daß wir in der neuen Welt blieben, die uns reichlich nährte, aber mich trieb es in die Heimath zurück, ich konnte des Vaters Ungnade auf die Dauer nicht ertragen. Da willigte Spalding ein und wir gingen zu Schiffe. Die sichere Zuversicht beseelte mich, wir würden nicht allein Verzeihung, sondern auch seinen Segen erhalten, denn die amerikanischen Blätter hatten Spaldings Ruhm auch nach Europa hinübergetragen und er konnte meinem Vater nicht fremd geblieben sein. Kaum hatten wir das Gestade erreicht, so eilte ich dem väterlichen Hause zu. Die Sehnsucht und die Hoffnung beschleunigten meine Schritte so sehr, daß Spalding mir kaum zu folgen vermochte.

Jetzt hatte ich das Haus erreicht und flog die Treppe hinauf, während Spalding draußen weilte, bis ich ihn holen würde. Die Bedienten, welche mich kommen sahen, schauten mich erschrocken an und ein alter, treuer Mann, der mich noch auf den Armen getragen, flüsterte mir zu: „Paula, drinnen ist große Gesellschaft; ich glaube, der Augenblick ist nicht gut gewählt.“

Ich überlegte nicht, was ich that; eilig stürzte ich vorwärts, denn ich wähnte, er werde mir vor all' den Leuten eher verzeihen, als wenn ich ihn allein träfe; hatte ich doch einflußreiche Freunde unter seinen Gästen, die mein Flehen unterstützen mußten.

Als ich eintrat und eiligen Laufes an die Tafel kam, wendeten sich alle Blicke auf mich und ich sah,

wie sich die Damen entfärbten. Mit einem gellenden Schrei stürzte ich an seinen Hals und rief: „Vergebung Vater, ich kann nicht ohne deine Liebe leben!“

Mein Erscheinen kam ihm so überraschend, daß er sich im ersten Augenblicke nicht fassen konnte; mir schien es, als wenn seine alte Liebe wieder aufkeime und ich stieß einen lauten Freudenschrei aus. Aber wie hatte ich mich getäuscht! Mit einem gewaltsamen Griffe machte er meine Hände von seinem Nacken los, schleuderte mich von sich und sprach mit einer Eiseskälte, die mein Herz wie mit eisernen Krallen zusammenpreßte: „Was willst du hier? An mir hast du keinen Theil mehr! Deine Briefe haben mir gesagt, was geschehen. Wohlan, du hast dich von meinem Herzen losgerissen und so soll es bleiben. Betritt meine Schwelle nicht mehr!“

Auf den Knieen rutschte ich zu ihm hin und flehte ihn mit Schmerzgeschrei um seine Verzeihung an. Im Saale herrschte Todtenstille; die Gäste erwarteten wohl, daß sich seine gepanzerte Brust erweichen würde und ich glaubte es selbst. Niemals ist eine Täuschung größer und schrecklicher gewesen. Seine Lippen wurden blau, seine Augen unterliefen mit Blut und mit vor Wuth bebender Stimme rief er: „Hinaus aus meinem Hause! Ich verfluche dich für Zeit und Ewigkeit. Eher will ich bei lebendigem Leibe von Würmern aufgefressen werden, ehe ein Fünkchen von Mitleid in mein Herz kommen soll. Du hast mein Vaterglück zermalmt, darum sollst du keine Ruhe auf Erden haben. Wenn ich dich mit einem Worte aus Noth und Elend, aus Ketten und Banden retten könnte, es sollte nicht geschehen. Hinaus, fort von meinem Angesichte!“

Ich lag vernichtet am Boden und war unfähig, mich zu erheben. Da ergriff er meinen Arm, zerrte mich empor, schleppte mich hinaus und schleuderte mich die Treppe hinab, wo Spalding mich in seinen Armen auffing. Von den Gästen hatte sich kein einziger geregt, um mir beizustehen, sie alle hatten die Ungnade des reichen Kaufherren gefürchtet.

Spalding brachte mich wieder zu Schiff und wir fuhren nach Amerika zurück. Ich hatte eine schwere Krankheit zu überstehen, aber ich genas wieder und das Glück war so groß, daß sich selbst jener schreckliche Fluch in meiner Erinnerung abschwächte. Der Himmel schenkte uns ein Söhnchen, den Willibald; der Segen ruhte auf seinem kleinen Haupte; er schien das Talent seines Vaters zu erben, denn kaum konnte er einen Stift halten, so begann er zu zeichnen und Spalding sagte, er werde eines Tages seinen Vater in Schatten stellen. Da starb Spalding. Wir hatten große Einnahmen gehabt, aber im Taumel des Glückes keine Ersparnisse gemacht. Kaum konnte ich so viel zusammenbringen, um unsere Ueberfahrt nach Europa zu bezahlen.

Noch einmal wollte ich das harte Herz meines Vaters zu erweichen suchen, aber als ich im Hafen angekommen war, fehlte mir der Muth, denn alle, welche mit ihm in Berührung kamen, berichteten mir, daß sein Haß sich noch nicht gemindert habe.

Meine Mittel waren zur Neige gegangen, ich besaß nicht mehr so viel, um mir und meinem Söhnchen ein Mittagsessen zu kaufen. Meinen Stolz beugend suchte ich eine reiche Jugendfreundin auf, ich hoffte bei ihr ein Asyl zu finden, aber sie that kalt und fremd. Mei-

nem Kinde drückte sie wie einem Bettelknaben eine Silbermünze in die Hand und schickte uns fort. Ich durfte ihr nicht einmal das Geld vor die Füße werfen, denn wir hungerten Beide.

An demselben Tage wurde mir die Nachricht, mein Vater sei plötzlich erkrankt und man erwarte sein Ende. „Jetzt," dachte ich, „wird er den Fluch von dir nehmen!" nnd eilte an sein Sterbebett, vor welchem ich schluchzend niederfiel. Er schaute mich mit stieren Augen an, aber er erkannte mich nicht mehr; sein Geist war schon halb abwesend. Eine Stunde später war er eine Leiche. Ich glaubte sterben zu müssen, daß er hinübergegangen war, ohne mir ein versöhnendes Wort zu sagen.

Bekannte tadelten meinen Schmerz und sagten mir, ich solle mich vielmehr freuen, da nun meine Noth ein Ende habe. So niedrig waren meine Gesinnungen nicht, aber die Erbschaft that mir allerdings noth, wenn ich mit meinem Willibald nicht zu Grunde gehen sollte. Als die Siegel abgenommen wurden, erwies sich meine Hoffnung als eine eitle; die gesammte Nachlassenschaft war so mit Schulden überladen, daß die Gläubiger selbst die Garderobe verkaufen ließen. Böse Zungen wollten behaupten, er habe sein Vermögen absichtlich verschleudert, um mich in Armuth und Elend zu halten. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, aber ich erinnere mich noch wohl, wie die Verzweiflung über mich kam und wie ich an's Wasser hinablief, um meinem Leben ein Ende zu machen. „Wann die Mutter todt ist," dachte ich, „die Mutter, auf deren Haupte ein so furchtbarer Fluch ruht, dann wird man sich des Kindes erbarmen."

„Und du stürztest dich wirklich in den Strom,"

unterbrach sie der Graf. „Das Glück wollte es, daß ich gerade in der Gondel eine einsame Wasserfahrt machte. Ich hörte deinen Schrei und sah dich fallen. Rasch ruderte ich die Gondel an den Ort, wo das Wasser über deinem Haupte zusammengeschlagen war und ich zog dich hinein.“

„Ja Herr, als ich meine Augen aufschlug, lag ich in der Gondel. Eine unsägliche Freude durchzuckte mich, daß ich noch lebte, aber im nächsten Augenblicke, als ich mich erinnerte, daß meinem Willibald nur zu helfen sei, wenn seine fluchbeladene Mutter von der Erde scheide, da rief ich: „Warum ließen Sie mich nicht sterben?“

„Es war ein erschütternder Auftritt, Paula,“ sagte Cedernstein, „aber ich beruhigte dich und du führtest mich zu deinem Kinde. Der Knabe war aufgeweckt und zeigte entschiedene Anlage zum Zeichnen; es machte ihm nicht die geringste Mühe, mein Portrait sogleich mit einem Stückchen Kohle auf die Dielen zu zeichnen.“

Paula erinnerte sich noch jenes glücklichen Augenblickes, wo sie so unermeßlich stolz auf Spaldings Ebenbild gewesen war. „In dem Kinde steckt ein großer Künstler,“ hatte der Graf gesagt; „er zählt jetzt sieben Jahre, mit zwanzig kann er ein berühmter Mann sein, wenn die Mutter ihm nicht durch einen voreiligen Entschluß die Jugend vergällt und den Keim erstickt, der sich sonst herrlich entfalten wird. Ueberlassen Sie mir das Kind. Ich will für seine Zukunft sorgen und auch die Ihrige sicher stellen.“

„Welch ein unsägliches Glück mich durchbebte, als Sie diese Worte sprachen,“ fuhr Paula fort, „kann ich

nicht in Worte kleiden, aber Sie knüpften eine harte Bedingung daran: „Trennung von Willibald, bis Sie es für gut befinden würden, mir denselben zurückzugeben. Damals fügte ich mich leicht hinein, weil es die Zukunft meines über alles geliebten Kindes galt, aber Herr Graf, zanken sie nicht mit der Mutter, weil das Herz sich nicht länger unterdrücken läßt. Zehn Jahre sind seitdem vergangen, ich habe mich strenge an meinem Eide gehalten, nicht nach ihm zu forschen und mich hier lebendig zu vergraben, aber ich fürchte, ich kann es nun nicht länger mehr; auch fürchte ich, daß die Nachbarn endlich wissen wollen, was die schwarze Sybilla in ihrer Einsamkeit macht. Sie klettern schon jetzt auf die Bäume, starren mich unverwandt an und rufen mir zu: „Schwarze Sybilla, du hast einen Bund mit dem Teufel!"

Cedernstein zuckte zusammen. „Thun sie das?" fragte er.

Sie nickte und Thränen quollen aus ihren Augen.

„Gehen wir in's Haus," sprach er hastig. „Die Sonne steigt und ich möchte nicht gesehen werden."

„Haben Euer Gnaden gefrühstückt?" fragte sie drinnen.

„Nein, Paula, gib mir eine Tasse schwarzen Kaffee."

Während sie den Kaffee bereitete, ging er mit sich zu Rathe; anfangs befand er sich in einer fieberhaften Aufregung, nach und nach aber ließ dieselbe nach, er schien in einer wichtigen Angelegenheit zu einem Entschlusse gekommen zu sein.

Als er den Kaffee geschlürft hatte, ging er in das Zimmer, welches zu seinem ausschließlichen Gebrauche bestimmt war und wovon er den Schlüssel in der Tasche

hatte. Aufmerksam beschaute er das Schloß, es war unverletzt und der Schlüssel hatte eine aparte Einrichtung, so daß es nicht möglich war, mit einem andern hinein zu gelangen. Er öffnete die Fenster und stieß die sonst immer geschlossenen Läden auf. Die Sonnenstrahlen beleuchteten einen kahlen Raum; kein Stuhl, kein Bett war in demselben, nur die Wände und der nackte Fußboden. Diesen Fußboden betrachtete Cedernstein aufmerksam. Die sämmtlichen Nägel der Bretter waren tief in das Holz getrieben und die Oeffnungen hier und dort mit Kitt verschmiert. Nachdem er die Thüre verschlossen hatte, kratzte er an einer Stelle den Kitt mit dem Messer weg und zog mit leichter Mühe die Nägel heraus. Unter dem Brette nahm er ein ziemlich umfangreiches Päckchen auf und barg es in seinen Kleidern. Als er das Brett wieder in seine Stellung gebracht hatte, verließ er das Zimmer, schleuderte den Schlüssel über die Hecke in den Nachbargarten und kehrte in die Küche zurück.

„Paula," sprach er, „ich sehe ein, daß du auf die Dauer ein so abgeschlossenes Leben nicht ertragen kannst; ich werde deßhalb auf eine Aenderung bedacht sein. Willibald hat seine Zeit gut genützt; er wird bald mit seinen Schöpfungen in die Oeffentlichkeit treten können, aber ich habe meine Gründe, zu wünschen, daß es nicht in Europa geschieht. Gedulde dich noch zwei Monate, dann werde ich euch zusammenführen, aber es muß dann auch sogleich die Abreise nach Amerika erfolgen. An Mitteln, um drüben zu leben, soll es nicht fehlen."

Sie stieß einen Freudenruf aus und küßte seine Hand. Nach seinen Gründen fragte sie nicht; Cedern=

stein hatte vom ersten Augenblicke an eine sonderbare und geheimnißvolle Art gehabt, aber sie wußte ja, daß alles zu Willibald's Bestem geschah. Manchmal hatte sie freilich gedacht, es sei durchaus nicht nöthig, daß Mutter und Kind in so langer Trennung von einander lebten, aber sie hatte sich gefügt, weil er nur unter dieser Bedingung ihr und dem Knaben seine Theilnahme zuwenden wollte. Was hätte sie beginnen sollen, wenn er seine Hand von ihr abgezogen und sie und das Kind wieder dem Elende Preis gegeben hätte?

„Nach Amerika," sagte sie; „es ist mir lieb, denn dort habe ich die glücklichsten Tage meines Lebens genossen und es werden ja noch Freunde von Spalding leben, durch welche Willibald sich Bekanntschaften und Absatz erwerben kann. Tausend, tausend Dank, Herr Graf."

Cedernstein entfernte sich; aber er ging nicht nach seinem Palais zurück. In der Stadt angekommen, nahm er eine Lohnkutsche und ließ sich mitten in die volkreiche Altstadt fahren. Dort lag eines seiner Häuser; es enthielt die alte Familienbibliothek, die aber keinem Menschen frommte, weil der Graf um keinen Preis zu bewegen war, ein Buch zu verleihen, oder Jemanden in die verfallenen Gemächer eintreten zu lassen.

„Das Familienarchiv ist da," sagte er, „und darin lasse ich Niemanden Einsicht nehmen."

Nach und nach wurde die Bibliothek vergessen.

Cedernstein hieß den Wagen warten, trat ein und schloß die Thüre hinter sich zu. Nachdem er mehrere Räume mit alten vergilbten Möbeln durchschritten hatte,

gelangte er in den Bibliotheksaal. Die Wände waren bis unter die Decke mit Büchern besetzt, lauter alte schweinslederne Bände mit verblichenen Goldtiteln. Daß sie für die Jünger der Wissenschaft verschlossen waren, konnte man schon an den dichten Spinngeweben abnehmen, welche von der Decke und den Gestellen herabhingen. In zehn Jahren schien kein Besen und kein Spinnenkopf in diesen Räumen gewaltet zu haben. Als der Graf über die dröhnenden Dielen schritt, wirbelte der Staub in die Höhe und tanzte in den Sonnenstrahlen.

Cedernstein achtete nicht darauf; nachdem er den Saal durchschritten hatte, öffnete er mehrere Thüren und kam an ein wohlverschlossenes Kabinet, welches er öffnete. Das Zimmer war nicht groß, aber es machte einen freundlichen Eindruck, denn es war bis an die Decke mit meisterhaften Handzeichnungen geziert. Fenster hatte es nicht, das Licht fiel von oben ein. An einem Tische saß ein junger Mann über einen Stein gebückt, auf welchem er eifrig mit Zeichnen beschäftigt war.

„Guten Tag Willibald!“ grüßte Cedernstein freundlich, „laß sehen, wie weit du mit deiner Arbeit gekommen bist!“

Willibald, ein frischer Jüngling mit klaren Augen und offenen Blick erhob sich und zeigte ihm mit einem verzeihlichen Stolze seine tadellose Arbeit. Der Graf neigte sich über dieselbe, prüfte jeden Strich mit einer Lupe und gab seine Zufriedenheit zu erkennen.

Dann legte er ein Papier vor ihn nieder und sprach: „In wie viel Zeit kannst du damit fertig werden?“

Willibald überschaute die Arbeit und antwortete: „Mindestens vier Wochen werden darüber hingehen."

„Ich gebe dir acht," entgegnete der Graf, „aber das Original muß bis in's Kleinste erreicht werden."

„Das versteht sich ja von selbst, Herr Graf. Was hätte die Kunst auch für einen Werth, wenn sie nicht genau wiederzugeben im Stande wäre. Aber ich muß bekennen, daß ich solche kleinen Kritzeleien, bei denen man sich gar nichts denken kann, nicht gerne mache. So ein hübsches, großes Bild in Oelfarbe ziehe ich doch bei Weitem vor."

„Mag sein, lieber Willibald," entgegnete der Graf, „aber ich halte gerade auf die Art von Zeichnungen viel."

„Wozu dienen solche Dinge denn?" fragte Willibald.

„Muß denn Alles zu etwas dienen?" antwortete Wallram.

„Es sei dir genug, daß ich gerade solche Sachen wünsche und ich will sie gemacht haben, ohne daß ein Mensch etwas davon erfährt. Vergiß darum deines Versprechens und deines Eides nicht. Eidbruch ist ein schweres Verbrechen und wer es begeht, der macht sich der schwersten Strafen schuldig."

„Was ich einmal versprochen, das halte ich," sprach Willibald; „meine Zunge ist durch ein Wort so gut gebunden, wie durch einen Eid."

„Das ist die Sprache eines jungen Mannes, der Kenntniß von seinem eigenen Werthe hat. Also in längstens zwei Monaten! Verwende deinen ganzen Fleiß auf diese Arbeit. Wenn sie nach Wunsch ausfällt, wirst du nach dieser Frist mit deiner Mutter zusammen=treffen und für immer bei ihr bleiben. Ihr werdet

dann in dein Geburtsland gehen und dort im Ueberfluße leben. Du wirst Kunstwerke schaffen, einen berühmten Namen bekommen und zu den ersten Männern des Jahrhunderts gerechnet werden."

Willibald ergriff freudig bewegt die Hand des Grafen und bedeckte sie mit Küssen. „Ich werde meine Mutter sehen und bei ihr bleiben!" rief er entzückt. „Wie glücklich werde ich sein! Ich konnte es nie einsehen, warum ich so lange fern von ihr bleiben mußte und ich habe mich hundertmal gefragt, wozu diese Maßregel nothwendig sei. Jetzt aber will ich nicht mehr grübeln, sondern rüstig schaffen, damit ich die Zeit der Trennung möglichst abkürze."

„Mein Sohn," unterbrach ihn der Graf, „ich habe dein letztes Oelgemälde gesehen und bin in der That über deine Fortschritte erstaunt. Wie ich dir damals sagte, werde ich Alles, was dein Fleiß geschaffen hat, an mich nehmen und dich fürstlich belohnen, aber es muß bei unserer Absprache bleiben, daß du gegen Niemanden, auch gegen deinen Lehrer niemals erwähnst, wer dein eigentlicher Wohlthäter ist."

O, damit hat's gute Wege," antwortete Willibald, „der gute Fiedler fragt gar nicht mehr darnach. Da er allmonatlich sein Kost- und Lehrgeld erhält, so kümmert ihn das andere nicht. Er ist ja ohnehin der Welt abgestorben und wie er selbst sagt, hat er seit vierzig Jahren keinen Baum mehr gesehen."

„Geh' jetzt nach Hause," sprach Cedernstein; „morgen mit Sonnenaufgang aber finde dich wieder hier ein und beginne deine neue Arbeit."

Beide verließen zusammen das unbewohnte alte Ge-

bäude; draußen aber schlugen sie verschiedene Wege ein. Willibald eilte hastigen Schrittes durch mehrere Straßen; vor einem spitzgiebeligen Hause blieb er stehen und zog die Klingel. Er mußte mehreremale ziehen, denn Magdalena, welche Fiedler's Magd, Köchin und Haushälterin in einer Person war, hörte sehr schlecht und ließ sich auch nicht gerne in einer einmal angefangenen Arbeit stören. Fiedler erhielt niemals Besuch, darum wußte sie genau, daß nur Willibald da sein konnte und der konnte schon etwas warten.

Der Jüngling fügte sich stets mit Geduld darein; heute aber wurde es ihm doch zu lange, denn es drängte ihn, seinem Meister zu erzählen, wie bald er seine Mutter wieder sehen werde. Das Warten hatte aber auch wieder sein Gutes, denn es fiel ihm ein, daß Cedernstein alles, was zwischen ihnen vorfiel, mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt haben wollte. Fiedler durfte ja nicht einmal wissen, was er in den Stunden that, welche er außerhalb des Hauses zubrachte. Es ging bald auf Rechnung von Gesang- und Musikstunden, bald auf Spaziergänge und Erholungen. Die Wahrheit von der Sache aber war, daß er Singen und Musiciren aus sich selbst lernte und alle freie Zeit auf die geheimen Arbeiten für den Grafen verwendete.

Er nahm sich also vor, zu schweigen, wie hart es ihm auch diesmal ankam. Magdalena kam endlich und wunderte sich, daß er zu so früher Stunde zurückkehrte. Willibald ging an ihr vorüber in das Zimmer seines Meisters, welches mit dem seinigen durch eine offene Thüre verbunden war.

Fiedler, der gelähmte Mann, welcher nicht Herr

über seine Beine war, saß in einem niedrigen Rollwägelchen und kutschirte durch das Zimmer. Vor dem letzten Bilde Willibalds machte er Halt und beschaute es mit prüfendem Blicke. Er war so sehr in das Ansehen desselben vertieft, daß er den Eintritt seines Zöglings nicht bemerkte. „Wahrhaftig, er wird ein ganzer Kerl, oder vielmehr er ist es schon," sagte er in lautem Selbstgespräche. „Na, bei mir kann er nicht lange mehr bleiben, das ist selbstredend, denn er ist mir jetzt schon kirchthurmhoch über den Kopf gewachsen. Mit all meiner Plage und Mühe bin ich niemals im Stande gewesen, solch ein Bild zu malen. Und was habe ich eigentlich gethan, um ihn zu dem zu machen, was er geworden? Nichts, rein gar nichts, als hier und dort ein Wort hingeworfen oder einen Pinselstrich gemacht. Der Junge ist aus sich selbst herausgewachsen; aber wenn ich dieses Genie recht verstehe, hat es erst seinen Entwicklungs-Prozeß begonnen und wenn er in bessere Hände kommt und wirkliche Meisterwerke sieht, dann wird er alle, die jetzt einen geachteten Namen haben, überstrahlen."

Als Willibald sein Selbstlob hörte, bebte ihm allerdings das Herz vor Wonne und er hätte dem lahmen Meister um den Hals fallen mögen, aber er kam sich auch wie ein unbefugter Lauscher vor und schämte sich, ertappt zu werden. Rasch verließ er deßhalb das Zimmer und machte sich in seinem Schlafkämmerchen zu schaffen.

Fiedler aber fuhr noch lange in seinem Selbstgespräche fort und konnte kaum Worte genug finden, um seinen Schüler nach Gebühr zu erheben. Nachdem er

auch den andern Bildern seinen Besuch abgestattet hatte, rollte er sich wieder in sein Wohnzimmer zurück. Hier angekommen, stieß er einen tiefen Seufzer aus und murmelte: „Die Alten sterben ab und die Jungen blühen auf. Es gab eine Zeit, wo auch ich von Ruhm und Reichthum träumte, wo ich es den Besten meiner Zeit zuvorthun wollte. Wie umgaukelten mich da die bunten Bilder meiner regen Phantasie, wie fühlte ich meine Schwingen wachsen, meinen Geist sich ausdehnen! Und wie gelang mir Alles unter den Händen! O, ich hätte das hohe Ziel erreicht, wenn nicht diese Lähmung über mich gekommen wäre und die freie Bewegung meines Körpers gehemmt hätte!"

Er strich sich mit der Hand über die Augen und starrte lange schweigend vor sich hin, dann fuhr er fort: „Warum brachte der räthselhafte Unbekannte den Knaben gerade zu mir, dem Krüppel und — Stümper? Sind nicht bessere Meister da? Warum führte er ihn nicht an eine frische, Leben sprudelnde Quelle? — Und warum ist Alles, was ihn betrifft, in Dunkel und Geheimniß gehüllt? Ich habe oft darüber nachgedacht, aber ich kann seine Absichten nicht entschleiern. Freilich, es ist ja auch nicht meine Aufgabe!"

Wiederum entstand eine lange Pause, aber er wurde der Gedanken nicht los und murmelte weiter: Sonderbarere Bedingungen sind wohl niemals gestellt worden: „Du sollst den Knaben wie dein eigenes Kind aufziehen, ihn in deiner Kunst ausbilden und einen tüchtigen Maler aus ihm machen, aber er soll keine Schule besuchen, auch im Lesen, Schreiben und andern Wissenschaften keinen Unterricht erhalten."

„Aber, mein Herr, „warf ich ein, „niemals wird der ein rechter Künstler werden, der sich nicht wenigstens ein bescheidenes Maaß von Bildung erworben hat.“

„Ich mache dies zu einer unumstößlichen Bedingung,“ fuhr er mich heftig an, „und bei der geringsten Zuwiderhandlung ist der Contract gebrochen und ich nehme den Knaben wieder zu mir.“

Ich war damals in einer sehr bedrängten Lage; es fehlte mir sogar an Brod, um meinen Hunger zu stillen; er aber versprach eine reiche Belohnung und zählte mir eine Menge von Goldstücken in die Hand. Was thut die Noth nicht! Ich schlug zu, und seit jenem Tage fehlte es mir niemals an Geld; der Fremde hat mir eigentlich durch diesen Zögling das Leben erhalten. Wer hat je von einer solchen Bedingung gehört? Er sagte zwar: Der Knabe soll seine ganze Geistesfähigkeit auf einen Punkt conzentriren und durch nichts, auch nicht durch die Wissenschaft von demselben abgezogen werden. Später wird er das Versäumte schnell nachholen und in wenigen Monaten erlernen, wozu Andere Jahre gebrauchen.“ So sprach er und ich bin seinen Anordnungen nachgekommen, aber ich verstehe die Absicht noch bis auf den heutigen Tag nicht. Ein Geheimniß liegt hier vor, das um keinen Preis ergründet werden soll. Wenn er ab und zu kommt, beschaut er seine Bilder und Zeichnungen mit unverkennbarem Entzücken, aber er will nicht, daß sie außer mir noch ein Mensch sieht. Und doch kann der Künstler nur gehoben werden, wenn seine Werke in die Oeffentlichkeit gelangen! Nun, es ist meine Sache nicht; mag er seine Handlungen selbst verantworten. Es

dauert nicht lange mehr, so wird Willibald selbst empfinden, was ihm noth thut und dann werden auch diese tadelnswerthen Bestimmungen fallen müssen."

Magdalena kam jetzt herein und störte ihn in seinen Betrachtungen. Auf dem Speicher hatte der Sturm ein Fenster eingeschlagen, die Hofthüre klemmte sich, es war kein Mehlvorrath mehr da, die Waschleinen fielen in Stücke — —. Sie hatte noch ein ganzes Register von Dingen aufzuzählen, über welche Fiedler endgültig entscheiden sollte.

„Ach was," gab er verdrießlich zur Antwort, „was zerbrochen ist, das lasse machen, was fehlt, das schaffe an, aber laß mich in Ruhe. Du weißt ja wohl, daß ich mich um solche Dinge nicht kümmere."

Magdalena entfernte sich und knurrte: „Diese Farbenmenschen sind alle gleich; sie kümmern sich um nichts, als ihren Pinsel. Freilich, es sieht bei den Meisten auch darnach aus! Wenn der Fiedler mich nicht hätte, wäre er lange ausgewirthschaftet. Gott, wie viel leichtsinniges Volk ist doch in der Welt!"

Fünftes Kapitel.

Abreise Willibald's und der schwarzen Sybilla.

Am Abende dieses Tages war im Palais des Grafen von Cedernstein abermals große Gesellschaft und es ging dabei nicht weniger hoch her, wie am vorhergehenden Abende. Graf von Sennisheim hatte sich an der Tafel einen Platz ausgesucht, wo er dem Hausherrn voll in's Gesicht sehen konnte. Den ganzen Tag über

hatte er sich auf diesen Anblick gefreut, denn er hoffte, den Grafen niedergeschlagen und verwirrt zu sehen. Es war nicht gerade der Wunsch, sich an seiner stillen Verzweiflung zu laben, aber diese sollte ihm doch ein sicheres Zeichen sein, daß er nun bald seine Operationen mit Nachdruck beginnen könne.

Aber er hatte sich getäuscht! Cedernstein war niemals ein aufmerksamerer Wirth gewesen. Heute sprudelte er so sehr von Witz und guter Laune, daß jeden Augenblick über seine geistreichen Späße ein lautes Gelächter erscholl.

Sennisheim stieß seinen Nachbarn an und flüsterte ihm zu: „Verstehst du das? Ich hatte einen zerknirschten und niedergeschlagenen Menschen erwartet und nun thront er auf seinem Sitze, wie Jupiter über den Göttern.“

„Da er weiß, daß alles verloren,“ antwortete sein Nachbar, „so schüttelt er die Sorgen leicht vom Haupte und denkt, er könne den Einsturz seines Gebäudes ebensogut mit Fröhlichkeit, als mit Trauer erwarten.“

„Oder,“ sprach Sennisheim, „es geht ihm wie den Sterbenden, die in ihren letzten Augenblicken frei von Schmerzen werden und sich zuweilen so wohl fühlen, wie die Gesunden.“

Als die Fröhlichkeit am lautesten war, erhob sich Sennisheim und machte Cedernstein ein Zeichen. Dieser folgte ihm auf dem Fuße, nachdem er die Damen, welche ihn umgaben, um Urlaub gebeten hatte. Der Spielsaal füllte sich mit denselben Gestalten, welche wir am vorhergehenden Abende hier versammelt fanden. Cedernstein nahm seinen Stuhl ein, aber ehe er zu

spielen begann, sprach er zu Sennisheim: „Es bringt kein Glück, wenn man mit Schulden zu spielen beginnt. Gieb mir den Bon zurück, damit ich meine Verbindlichkeiten decke. Sennisheim sah ihn groß an; er hielt es nicht für möglich, daß der Graf bezahlen könne.

Zögernd nahm er seine Brieftasche hervor, suchte in derselben herum und warf den Bon ärgerlich auf den Tisch. Cedernstein riß das Papier in Stücke und schob ihm einige schwere Goldrollen zu, welche mit dem gräflichen Siegel verschlossen waren.

Sennisheim brach sie in der Mitte durch, als ob er sich überzeugen wollte, daß sie auch wirklich Gold enthielten. Ja, es war Gold und an der verlornen Summe fehlte nichts. Cedernstein warf dem Getäuschten einen schadenfrohen Blick zu und sprach: „Es ist gut und vollwichtig, aber du hast mir die Mühe des Wiedereinpackens verursacht, denn ehe eine halbe Stunde vergeht, wird es wieder in meinem Besitze sein. Wahrhaftig, ich fühle, daß ich heute Glück haben werde. Setze den ganzen Schwindel, damit du ihn los wirst.“

„Deine Zuversicht,“ antwortete Sennisheim, der sich noch immer nicht von seiner Täuschung erholen konnte, „ist nicht gut. Man hat Beispiele genug, daß gerade die Zuversicht starke Verluste herbei führte. Eben darum wage ich's, da liegt der ganze Schwindel!“

Die übrigen Spieler machten ebenfalls ihre Einsätze, das Rad drehte sich und Cedernstein hatte verloren. Mit lächelndem Gesichte warf er Gold und Banknoten dorthin, wo sein Unglücksstern geleuchtet hatte, aber er schien sich aus dem enormen Verluste nichts zu machen, sondern adoptirte alle Einsätze.

„Welcher Teufel hat ihm aus der Klemme geholfen?“ murmelte Sennisheim. „Das Stückchen von dem Boten ist doch wohl eine Fabel, kann nichts anderes sein. Aber welch eine Menge Gold der Mensch vor sich liegen hat! Ich begreife es nicht!“

Auch die Andern begriffen es nicht; sie alle waren mit der festen Erwartung in das Spielzimmer gegangen, Cedernstein werde nur mit Bons bezahlen und schließlich seinen Bankerott eingestehen. Das gerade Gegentheil fand statt. Wie viel er auch verlor, immer neue Summen kamen zum Vorscheine, er schien in Rothschild's Schuhen zu stecken. Nun, sie brauchten deßhalb nicht zu zürnen; floß doch all' der Reichthum in ihre Taschen. Ueber Kurz oder Lang nahm ja doch seine Herrlichkeit ein Ende und es war klug, vorher so viel als möglich von seinem Reichthume einzusäckeln. Mit Ausnahme von Sennisheim, welcher einen bestimmten Zweck verfolgte, wurden sie alle immer aufgeräumter und an die Stelle der verbissenen schweigsamen Stille, die sonst bei einer solchen Spielergesellschaft zu herrschen pflegt, trat eine lebhafte, von Lustigkeit und Muthwillen sprudelnde Unterhaltung ein.

Aber so sollte es nicht bleiben; das Glück, welches ihnen so lange günstig gewesen war, schlug sich plötzlich auf Cedernstein's Seite und hielt mit einer solchen Beharrlichkeit Stand, daß seine Verluste bald gedeckt waren. Die Fröhlichkeit verstummte; nur Cedernstein blieb heiter und geißelte die Verlierenden mit sarkastischen Bemerkungen, welche Sennisheim das Blut in die Schläfen jagte.

„Wer den Schaden hat, der braucht nicht für den

Spott zu sorgen!" warf er mit zitternder Stimme hin und legte seine letzte Baarschaft auf den Tisch. Sie ging verloren. Da wandte er dem Spielsaal zähneknirschend den Rücken und die übrigen gerupften Hähne folgten. Als sich dieses außerordentliche Glück einige Wochen wiederholte, blieben die Spieler aus; einer nach dem andern wurde unsichtbar, und da sie füglich nun auch an seinen Gastereien nicht mehr Theil nehmen konnten, so wurden dieselben seltener und hörten zuletzt ganz auf.

Niemand freute sich mehr darüber als Gräfin Isabella; sie schrieb diese glückliche Wendung einer Umkehr zum Bessern zu und dankte dafür Gott in heißen Gebeten. Eins aber blieb ihr unbegreiflich; bisher hatte sich ihr Gatte fast immer in Geldverlegenheiten befunden und sie hatte nicht selten gezittert, wenn ellenlange Rechnungen und brutale Mahnbriefe kamen. Jetzt wurde Alles baar bezahlt und der Graf trug auch eine Menge alter Schulden ab. Woher kam das Geld? Hatte ihm sein Spielglück so viel eingetragen oder waren ihm neue Hülfsquellen erschlossen worden?

Sie konnte sich auf diese Fragen keine Antwort geben, denn Cedernstein hatte sie niemals in die Geldangelegenheiten eingeweiht. Wenn sie eine darauf bezügliche Frage that, so fuhr er sie gewöhnlich so hart an, daß sie gerne schwieg. Auch jetzt fragte sie nicht; sie war schon zufrieden, daß endlich das Spiel aufhörte und sie redete sich ein, daß dem ersten Schritte der Besserung auch der zweite und dritte folgen werde.

„Wie wäre es," wagte sie eines Tages zu sagen, „wenn wir einmal einen Sommer auf dem Lande zu-

brächten? Ich würde mich außerordentlich freuen, statt in den staubigen Straßen der Stadt in unserm schönen Parke zu wandeln und mich an der Natur zu freuen. Cedernstein ist im Sommer viel schöner als im Winter; und wir brauchten ja doch nicht ganz ohne Gesellschaft zu sein."

„Ich habe denselben Gedanken schon mit mir herumgetragen," antwortete der Graf. „Es liegt mir am Herzen, unsere Güter von der enormen Schuldenlast zu befreien, welche auf denselben haftet, und unsere Liegenheiten zu arrondiren. In der letzten Zeit haben sich die Verhältnisse so günstig gestaltet, daß es mir nicht schwer fallen wird. Fürchte aber deßhalb nicht, daß wir uns einschränken müssen; wir können im Gegentheile auf einem noch höhern Fuße leben; wir brauchen uns nichts zu versagen und werden dennoch unsere Schulden tilgen."

„O, ich ließe mir gerne jede Einschränkung gefallen," antwortete Isabella, „und im Grunde genommen, denke ich mir das Leben viel angenehmer, wenn jeder Ausgabe eine Berechnung vorhergehen muß. Wann werden wir abreisen?"

„Bald, Isabella, ich habe nur noch einige kleine Angelegenheiten zu ordnen, dann steht nichts mehr im Wege; ich denke etwa in vierzehn Tagen."

Die Gräfin war überglücklich und ließ sogleich mit dem Packen beginnen, damit kein Tag unnöthig verloren ging. — —

Eines Morgens, als sich die Bewohner der Hauptstadt kaum aus ihren Betten erhoben hatten, wurde an Fiedlers Thüre geschellt. Magdalena, welche eben im

Begriffe war, ihrem Herrn das Frühstück hinein zu tragen, blieb wie versteinert stehen, denn Willibald war im Hause; wer konnte also schellen? So lange sie in Fiedlers Diensten stand, war es noch niemals geschehen, daß um diese Stunde des Tages Jemand Einlaß begehrt hatte. Sie besann sich deßhalb auch, ob sie öffnen solle oder nicht; da ertönte die Glocke zum zweitenmale und zwar so heftig, daß sie beinahe die Theekanne auf den Boden hätte fallen lassen.

Zitternd schob sie den Riegel zurück und öffnete behutsam und nur so weit, daß sie durch den Spalt lauern konnte.

Der Außenstehende machte nicht viel Umstände, sondern drückte mit kräftiger Hand auf und ging an ihr vorüber in die Stube des Malers. „Ah," flüsterte Magdalena, „er ist's! Wer hätte auch an ihn denken können?"

Fiedler rollte ihm mit seinem Wägelchen entgegen und bat ihn, Platz zu nehmen.

„Ich komme, um Ihren Zögling abzuholen!" sprach der Fremde.

Fiedler hatte in der letzten Zeit viel daran gedacht, daß es bald so kommen würde und er hatte sich die Nothwendigkeit eines Wechsels oft genug wiederholt, aber jetzt, wo der Fall wirklich eintrat, war es ihm, als wenn Jemand einen gewaltsamen Schlag gegen sein Herz geführt hätte. Er war an den Knaben so gewöhnt, daß es ihm jetzt außerordentlich schwer fiel, sich von demselben los zu machen. Wenn er sich auch selbst gestehen mußte, daß er zu seiner Entwickelung nicht viel beigetragen, sondern daß die Kraft mehr von

Innen heraus getrieben und gewirkt hatte, so war doch Manches an ihm sein Werk. Da er selbst kein berühmter Mann werden konnte, so klammerte er sich ängstlich an Denjenigen, der es ganz sicher werden mußte und es war ihm, als ginge mit seiner Abreise gewissermassen der Theil des Ruhmes, der auf ihn fiel, verloren.

„Muß es jetzt schon sein, mein Herr?“ fragte er mit tonloser Stimme.

„Allerdings,“ antwortete Cedernstein, „die Frist ist abgelaufen, ich werde ihn sogleich mitnehmen.“

„Ich verliere ihn nicht gerne,“ sprach Fiedler, „und es wird Zeit kosten, bis ich über den Schmerz der Trennung hinweg bin, aber ich muß mich wohl fügen. Wo, mein Herr, werde ich ihn zu suchen haben, wenn ich es einmal durchaus nicht länger ohne ihn aushalten könnte?“

„Das wäre schwer zu sagen. Willibald bleibt nicht in Europa. Wo er aber seinen Wanderstab niederlegt und seine dauernde Wohnung aufschlägt, das ist noch nicht bestimmt; ich kann Ihnen also nichts darüber sagen. Wenn ich's aber könnte, so sollte es doch nicht geschehen, denn Sie wissen, daß — — —.“

„Ah ja, ich vergaß einen Augenblick, daß er für die Welt gleichsam verschollen sein soll. Mir kommt das Recht nicht zu, nach der Ursache zu fragen, aber ich meine, ein Künstler kann nur dann das Höchste vollenden, wenn er in die Oeffentlichkeit tritt und gleichsam die ganze Welt über ihn zu Gericht sitzt. Was er hier gemalt, das sind ohne Frage schon Meisterwerke, aber es ist doch nur das erste Lallen der Kunst.

Wie ein Stern in der Nacht wird er zu seinem eigenen Erstaunen aufleuchten, wenn die Welt seine Schöpfungen gesehen."

„Sie halten also die Oeffentlichkeit für so wirksam?" fragte Cedernstein.

„Ei natürlich, mein Herr, und ich behaupte sogar, daß ein angebeteter, von der ganzen Welt angestaunter Meister nur so lange tüchtig bleibt, als er vor das Publicum tritt. Selbst Raphael würde zu Grunde gegangen sein, wenn er in stiller Kammer nur für sich gearbeitet hätte und vom Lobe und Tadel der Welt nicht berührt worden wäre."

Der Graf war während dieser Auseinandersetzung an die Bilder seines Schützlings getreten; jetzt wendete er sich um und entgegnete: „Was Sie da sagen, Meister, wird sich schon von selbst finden. Wenn der junge Mann bis jetzt in der äußersten Verborgenheit gelebt hat, so war das eine Nothwendigkeit, die durch nicht zu erörternde Verhältnisse bedingt wurde. So viel kann ich Ihnen indessen sagen, daß nichts versäumt werden soll, ihn zu einem tüchtigen Manne zu machen."

„Wenn das geschehen soll, darf er nicht in der Unwissenheit fortleben, die ihn bis jetzt gehindert hat, aus dem Born der Geschichte zu schöpfen."

„Auch darüber können Sie sich beruhigen, Fiedler. Er wird Studien machen. Ich nehme Willibald jetzt mit mir, aber ich will Sie nicht der Unterstützung berauben, welche Sie genossen haben. Sie werden wie bisher ein Jahrgehalt beziehen und dadurch aller Sorge für Ihren Unterhalt überhoben werden, aber Sie müssen dem Knaben für die Zukunft fern

bleiben, dürfen weder seinem Aufenthalte nachforschen, noch eine Correspondenz mit ihm unterhalten. Sobald Sie dieses Gebot übertreten, hört die Unterstützung auf."

„Das sind harte Bedingungen, mein Herr," antwortete der Maler mit einem Seufzer, „aber ich bin genöthigt, darauf einzugehen, weil ich nur auf diesem Wege mein Leben zu fristen im Stande bin."

„Wo ist Willibald?" fragte Cedernstein; „ich kann nicht lange warten."

Fiedler zog eine bis auf die Diele herabhängende Klingel. Bald nachher kam Willibald die Treppe hinab und ging dem Grafen mit freundlichem Lächeln entgegen.

„Nimm Abschied von deinem Lehrer," sprach dieser, „denn du wirst nun das Haus verlassen und nicht wiederkehren."

Dem Schüler erging es nicht anders als dem Meister. So lange hatte er sich nach diesem Augenblicke gesehnt und in den letzten zwei Monaten die Tage und Stunden gezählt, und jetzt kamen ihm plötzlich Thränen in die Augen. Sich niederbückend und die Arme um den lahmen Meister legend küßte er dessen Wangen und schluchzte leise. „Meister," flüsterte er wehmüthig, „ich bin euch so viel Dank schuldig, daß ich niemals gut machen kann, was ihr an mir gethan habt. Wäre es nicht meiner Mutter wegen, so bliebe ich am liebsten für immer bei euch."

Die Thränen des Meisters vermischten sich mit denen des Schülers. Der erstere entgegnete: „Ziehe mit Gott, mein Sohn! Die große Welt und gute Lehrer werden dein Talent reich entfalten. Du wirst bald einsehen, daß der alte Fiedler deine Bedürfnisse

nicht mehr ausfüllen konnte; du wirst aber auch finden, daß er dich lieb hatte — und — nun das wird so bleiben, bis das Rollwägelchen Ruhe bekommt und der lahme Mann für immer den Pinsel weglegt."

Er segnete ihn, küßte ihn noch einmal auf die Stirne und kutschirte dann rasch in das Nebenzimmer, um nicht laut weinen zu müssen.

Willibald nahm nun noch von der Magdalena Abschied und war dann zum Gehen bereit.

„Wohin habe ich seine Sachen zu besorgen," fragte die Alte.

„Nirgendwo hin," entgegnete der Graf, „das bleibt Alles hier; Sie und Fiedler mögen sich darein theilen, denn Willibald wird nun ganz neu ausgestattet.

Magdalena, die sich nicht erinnerte, jemals von irgend Jemanden beschenkt worden zu sein, als von ihrer Pathin, die aber zwanzig Jahre unter dem Rasen des Kirchhofes schlummerte, machte eine sehr graziöse Verbeugung und nahm den jungen Herrn zum Zeugen, daß sie ihn niemals angebettelt habe.

Als sich die Thüre hinter ihnen geschlossen hatte, winkte Cedernstein einen Fiaker herbei, der sie an den Fluß brachte. Am Werfte lag ein großer Gasthof, mit der Façade nach dem Strom gerichtet. „Hier mußt du warten," sprach der Graf, „bis ich deine Mutter bringe. Damit du dich nicht unter den Leuten verläufst, werde ich dich auf eines der Zimmer geleiten; du kannst dir unterdessen von den Fenstern herab die Schiffe ansehen."

Sie gingen die Treppe hinauf und ließen sich in der Bel-Etage ein Zimmer anweisen, welches einen

für Willibald ganz außerordentlichen Luxus aufwies. Der Graf zog beim Weggehen den Schlüssel ab und stieg wieder in den Fiaker. Der junge Maler war also allein. „Wie schön es hier ist," sprach er zu sich selbst und ging von einem Möbel zum andern, um die Schnitzarbeit, die Politur und die fremdländischen Holzarten zu bewundern. Die buntfarbigen Teppiche, die kostbaren Tapeten und die feinen Vorhänge erregten ebenfalls sein Staunen, aber die Bilder an den Wänden nöthigten ihm ein Lächeln ab, und nun fand er auch das Andere nicht mehr so kostbar.

Die Fenster standen offen; er stützte die Ellbogen auf das rothe Polster und schaute hinaus. Da unten herrschte ein reges Treiben von Reitern, Wagen und Fußgängern. Das meiste Leben war aber auf dem Strome, denn da rauschte alle Augenblicke ein Dampfschiff heran, legte bei und entließ den schwarzen, wirbelnden Rauch aus dem lautpustenden Schlote. Reisende eilten vom Bord an's Ufer oder schoben sich über die Holzbrücken zum Wasser. Es war ein unaufhörliches Drängen, Stoßen und Schreien von Lastträgern und Neugierigen. Das Bild wechselte jeden Augenblick, so daß der müßige Schauer nicht sobald Langeweile empfand.

Cedernstein rasselte indessen weiter. So lange er in den Straßen der Stadt blieb, erregte er kein Aufsehen, es schaute ihm Niemand nach; das änderte sich aber, als er sich den Gärten näherte; da guckten die Leute neugierig aus ihren Häuschen heraus und selbst der Kutscher fragte: „Soll ich da hineinfahren?"

„Ei freilich," antwortete Cedernstein barsch, „fahren Sie nur zu. Ich werde Ihnen sagen, wenn sie halten sollen."

Je weiter sie kamen, desto verwunderter sahen die Gemüsebauern sie an; als der Wagen aber nun gar vor dem Garten der schwarzen Sybilla hielt, da war des Staunens gar kein Ende mehr; Kinder und Große versammelten sich um den Wagen und meinten allen Ernstes, im Innern sitze der böse Feind, mit welchem die schwarze Sybilla ja einen Bund unterhalten sollte. Bei Nacht und Nebel hätte wohl Niemand Courage genug besessen, dem leibhaftigen Gott sei bei uns so von Angesicht zu Angesicht zu begegnen, aber am hellen lichten Tage und in so zahlreicher Gesellschaft durfte man es schon wagen.

Als aber nun der Kutscher den Schlag aufmachte und ein Mensch von ganz gewöhnlicher Gestalt herauskam, da hätten sie große Lust gehabt, es den unschuldigen Kutscher entgelten zu lassen und Einige der Umstehenden brummten so laut, daß der Graf es hören konnte: „Das ist ja der Teufel gar nicht!"

Cedernstein schloß die Thüre hinter sich und ging mit schnellen Schritten auf das Häuschen zu, wo Paula mitten zwischen einem Berge von Koffern stand und hin- und hersann, was sie wohl noch vergessen haben könnte.

„Das soll doch wohl nicht alles mit?" fragte der Graf.

„Freilich, ich kann nichts davon entbehren!" gab sie zur Antwort. „Auf einer so langen Fahrt braucht man viel und ich trenne mich auch nicht gerne von den liebgewordenen Dingen."

Wallram von Cedernstein hatte mit Willibalds Gepäck sehr kurzen Prozeß gemacht und er hätte es am liebsten hier gerade so gethan, aber er wußte auch, daß

man den Frauen eher ein Gespann Pferde als einen für nothwendig gehaltenen Koffer abschwatzt, deßhalb machte er keine Einwendung, sondern sagte nur: „Ich wünschte, du hättest alles glücklich drüben! Nun aber wollen wir zu unsern Geschäften schreiten und ich denke, wir beeilen sie, denn Willibald wird die Mutter ungeduldig erwarten. Vor allen Dingen brauchst du auf der Reise und drüben Geld; man kann ja in der ganzen Welt nicht ohne dasselbe fertig werden. Hier ist ein Beutel, in welchem sich hundert Pfund Sterling befinden; das reicht auf dem Schiffe, denn die Billete sind bereits gelöst und bezahlt. Wenn ihr in Newyork ankommt, könnt ihr bei der Firma Meyer Brothers nach Bedürfniß erheben. Hier ist die Anweisung, und das Bankhaus ist bereits in Kenntniß gesetzt."

Paula nahm Gold und Schein an sich und sagte den langbewohnten Räumen Lebewohl. Es geschah nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth. Der Mensch ist einmal so, daß er mit den umgebenden Dingen gleichsam zusammenwächst und daß er Schmerz empfindet, wenn er sie zurücklassen muß. Die Dinge selbst sind es allerdings nicht, die uns fesseln, aber es sind mit ihnen tausend Erinnerungen und Erlebnisse verwebt und wir haben beim Scheiden ein Gefühl, als ob diese stillen Regungen unseres Geistes in den Räumen zurückblieben, die wir zu verlassen genöthigt sind. Das ist wohl auch der Grund, warum der Mensch wie an seine Heimath festgeschmiedet ist und noch in weiter Ferne wehmüthig an dieselbe zurückdenkt. Darum auch trennt er sich nur ungern von alten Möbeln; sie sind ihm gleichsam wie treue Freunde, die seine Neigungen

und seine Geheimnisse kennen, wogegen ihm neue so kalt und theilnahmlos erscheinen, wie fremde Menschen, mit denen uns noch kein gemeinsames Band verknüpft. Paula empfand ebenso, aber ihre Wehmuth kam nicht recht zum Ausbruche, weil der Sohn, nach dem sie seit zehn Jahren verlangt hatte, ihrer wartete. Lebendiges geht dem Todten vor und Verwandtes dem Fremden, Fleisch vom Fleische aber ist von allem das Nächste.

Cedernstein ging zu dem Pförtchen zurück und rief dem Kutscher, um die Koffer zu verladen. Ein paar Neugierige, welche doch einmal gerne den verwünschten Garten angesehen hätten, drängten sich zur Hülfe herbei, und machten große Augen, als sie auf dem Grase keine Hexenkränze und in dem Häuschen weder Eulen und Meerkatzen, noch irgend ein höllisches Wesen fanden. Sie machten ihrem Aerger auch Luft, indem sie zu ihren Bekannten sagten, es lohne sich gar nicht der Mühe, einen Garten so sorgfältig zu verschließen, wo sich nichts Verschließenswerthes finde. In Summa, an diesem Morgen erlitt der Garten der schwarzen Sybilla einen unberechenbaren Schaden in seiner Romantik, zumal als die Umstehenden sahen, daß die schwarze Sybilla ein recht angenehmes Aeußere hatte; daß sie weder mit einem langen, gelben Zahn und triefenden Augen, noch mit einem Buckel oder Halskropf versehen war.

Die Menge wurde in Folge dieser Entdeckung immer kleiner und als die Thüre wieder zugeschlossen war und der Wagen abfuhr, blieben nur noch ein paar Kinder stehen, welche halb ängstlich, halb neugierig durch das Schlüsselloch lauerten.

Willibald stand noch am Fenster als sich die Thüre öffnete. Jetzt wandte er sich um und stürzte der Mutter entgegen. Trotz der langen Trennung hatte er ihr Bild getreu in seinem Herzen bewahrt und erkannte sie auf den ersten Blick wieder. Paula aber fand statt des Kindes einen Jüngling; jeder Zug an ihm war Spalding. Mit unaussprechlichem Glücke öffnete sie die Arme, drückte ihn an ihre Brust und weinte Freudenthränen auf seine schwarzen Locken.

Cedernstein stand abseiten und beobachtete die Scene. Ihm selbst hatte der Himmel Kinder versagt, er kannte das Glück nicht, welches Paula in diesem Augenblicke empfand, aber es zog doch eine Ahnung durch seine Seele, er wurde weich und fühlte Rührung. „Hättest du einen solchen Sohn gehabt," dachte er, „so stände es vielleicht besser um dich. Mein Leben war ein beständiges Haschen nach Festen und Vergnügen und dabei ist das Herz allmählig so kalt und theilnahmlos geworden, daß nur noch die Sucht nach Glanz und Besitz übrig geblieben. Isabella, ich fange an zu begreifen, daß man arm und doch glücklich sein kann."

Die sanfte Regung, welche jetzt seine Brust durchzog, dauerte nur wenige Augenblicke. „Macht ein Ende," sagte er; „wir dürfen das Schiff nicht verpassen. Auf Deck bleibt euch Zeit zum Kosen und Ausplaudern."

Mutter und Sohn folgten ihm zum Wagen. Bald hatten sie den Hafen erreicht. Dort wirbelte der kleine Dampfer, der sie zum großen Seeschiffe bringen sollte, seinen Rauch schon in die Luft und die Passagiere drängten sich in Haufen am Ufer, um beim ersten

Zeichen der Glocke sich an Bord zu begeben. Auch viele Neugierige waren da, wie es bei Abfahrten von Schiffen immer der Fall ist. Unter diesen befand sich auch Graf von Sennisheim. Als er den Cedernstein sah, reckte er den Kopf in die Höhe und murmelte: „Was macht denn der hier? Schau, er hat Begleitung, eine Frau und einen Knaben. Sie sehen mir nicht darnach aus, als wenn er von ihnen die großen Geldsummen empfinge, mit denen er seine Gläubiger befriedigt."

Sennisheim hatte die Absicht, sich ihm zu nähern, aber ehe er ihn erreichte, hatten die drei schon den Bord des Dampfers betreten. Er wäre dennoch gefolgt, aber ein guter Freund klopfte ihm auf die Schultern und lud ihn zu einem Spazierritte ein. Sie gingen zusammen hinweg.

Nicht lange nachher setzte sich das Schiff in Bewegung und fuhr dem Ocean zu. Dort lag der Schnellsegler „Amerika" in Bereitschaft. Die Passagiere begrüßten ihn mit lautem Hurrah und kletterten an Bord. Der Graf nahm Abschied von Mutter und Sohn und dampfte wieder nach der Stadt zurück. Ehe er zu seinem Palais fuhr, nahm er bei Fiedler Willibald's Gemälde in Empfang. Er und seine Gattin verließen mit dem nächsten Zuge die Stadt. Die Dienerschaft mit dem Gepäcke, den Wagen und den Pferden sollte nachkommen.

Kehren wir nun noch einen Augenblick bei Fiedler ein. Als der Graf hinweggegangen war, brachte Magdalena das gesammte Eigenthum Willibald's herein, breitete die Gegenstände auf dem Tische aus und

bat ihren Herrn, zwei gleiche Theile daraus zu machen. Fiedler nahm den Anzug, den er gewöhnlich getragen hatte und sprach: „Wenn ich das habe, so kann ich mir immer vorstellen, wie er um mich herum sprang. Hänge mir die Dinge da an den Nagel, daß ich sie immer sehen kann. Das Uebrige behalte in Gottes Namen. Du hast deine liebe Noth mit mir lahmen Menschen und verdienst schon einen kleinen Vortheil."

Magdalena raffte alles jubelnd zusammen und lief hinauf in ihre Kammer, wo sie jedes Stück eine genaue Revue passiren ließ, in Gedanken den Werth abschätzte und nachdachte, wie sie es verwerthen oder für ihre Person zurecht machen könnte. „Der Herr ist doch ein kreuzbraver Mensch," sprach sie für sich hin, „und ich wäre wahrhaftig eine recht schlechte Person, wenn ich ihm nicht in seiner Hülflosigkeit nach Kräften beistände! — Wo nur der Willibald so eilig hinbefördert worden ist? War auch ein kreuzbraver Junge, aber kein Mensch weiß, wo er her ist und wo er hingeht. Das ist eine curiose und unergründliche Geschichte. Ich wette, es kommt einmal heraus, daß er ein unglückliches Findelkind war, dessen sich gewisse Leute zu schämen haben. Ja, ja, so wird's sein. Darum mußte er vor den Menschen versteckt werden. Der arme Junge, es thut mir herzlich leid um ihn — und wie der malen konnte! Hat mich einmal in der Nachthaube gemalt, daß ich mich selbst wiederkannte und ausrufen mußte: „Warum haben Sie denn gerade eine von meinen schmutzigen Mützen zu dem Bilde genommen? —

Sechstes Kapitel.

Die vermauerten Gewölbe.

Kehren wir nun wieder zu Wolfgang Feilenhauer zurück. Er war noch immer in tiefer Betrübniß, daß seine geliebte Linde sich mehr und mehr auf die Seite neigte und ganz umzufallen drohte. Da kam er auf den Gedanken, in das Gewölbe hinabzusteigen, unter den Wurzeln starke Stützen anzubringen und das Gewölbe selbst mit Erde anzufüllen. Aufrichten konnte er damit den Baum nicht, aber doch vielleicht weiteres Sinken verhindern und ihn am Leben erhalten.

Das war an demselben Tage, an welchem Graf Wallram von Cedernstein aus der Stadt zurückkehrte. Wolfgang wollte den ersten Tag seiner Anwesenheit gleich benutzen, um ihm zu zeigen, daß er nicht daran denke, seine Ansprüche an den Buchenwald aufzugeben; er ging deßhalb hin und hieb die tauglichen Aeste so dicht an der Grenze ab, daß es dem Grafen bei seinem ersten Besuche im Walde in die Augen fallen mußte. Aus dem gleichen Grunde ließ er auch die Aeste mit einer gewissen Auffälligkeit an seinem Schlosse vorüberfahren.

Seine Absicht wurde vollständig erreicht: der Graf sah den Wagen durch die Gitter des Parkes, kam sogleich herbei und fragte ihn, wo er die Aeste geschlagen habe.

„Ew. Gnaden können es leicht vermuthen,“ ant-

wortete Wolfgang. „Sie kommen aus dem Buchenwalde, den mir der alte Helferich hinterlassen hat."

„Aber du weißt doch, daß meine Rechte auf den Wald feststehen," sprach der Graf.

„Nein," entgegnete Wolfgang, „im Gegentheile halte ich die meinigen für umumstößlich und ich habe die besten Gründe dafür."

Cedernstein drang in ihn, ihm sein vermeintliches Recht zu verkaufen. „Wenn du nicht nachgiebst," sagte er, „so kommt es zu einem Prozesse, dessen Ende Niemand absehen kann. Meine Mittel erlauben mir denselben recht lange hinzuschleppen; die Deinigen aber werden sich erschöpfen, ehe er zu Ende geht. Verlierst du, so ist ein Kapital und der Wald dahin; entscheidet das Gericht für dich, so geht dir dennoch eine große Summe Geldes verloren; darum wäre es vernünftiger von dir, einen guten Vergleich einzugehen."

Der Graf hatte das mit einem Tone gesagt, aus welchem der Wunsch, sich mit Wolfgang zu vertragen, deutlich herausklang; darum blieb auch Wolfgang bescheiden und gelassen. „Herr Graf," sagte er, „ich begreife recht gut, daß Ihnen der Wald am Herzen liegt, weil er mitten in ihrem Eigenthume steckt; ich würde mich deßhalb nicht lange bitten lassen; aber es steht mir ein Hinderniß entgegen, das ich selbst nicht beseitigen kann. Ich habe dem alten Helferich vor seinem Tode das feierliche Versprechen geben müssen, jenen Waldstrich niemals in andere Hände gelangen zu lassen. So viel ich weiß, hat der Verstorbene diesen Wunsch bis in den Tod beibehalten und es ist mir vollständig unerklärlich, wie er nach dem zwischen uns getroffenen

Uebereinkommen zu einem Verkaufe hätte übergehen können. Wäre es wirklich sein Wille gewesen, Ihnen den Wald zu überlassen, so würde er das Testament abgeändert oder doch wenigstens mir eine mündliche Mittheilung gemacht haben. So viel ich von der Juristerei verstehe, was freilich nicht viel ist, bleibt ein Testament zu Recht bestehen, so lange der Testator es nicht ganz oder theilweise aufgehoben hat, und das ist nicht geschehen."

„Aber du hast selbst seine Unterschrift unter dem Kaufbriefe gesehen und mußt ihre Echtheit anerkennen."

„Seine Handschrift ist es, Zug um Zug, und das ist mir eben das Unerklärliche. Wenn er nicht bis zum letzten Augenblicke bei klarem Verstande geblieben wäre, würde ich glauben, er habe sie unbewußt gegeben, aber ich weiß ganz sicher, daß seine Sinne stets frisch waren."

„Ich führe den Prozeß nicht gerne," sprach der Graf sanft, „und ich lasse mir die Hoffnung nicht rauben, daß wir mit der Zeit zu einer Verständigung kommen. Ueberlege dir die Sache noch einmal gut. Ich werde kein Knicker sein, sondern fürstlich zahlen. Also noch einmal: Ueberlege!"

Noch an demselben Tage begab sich Wolfgang in das Gewölbe und maß die Länge der nothwendigen Stützen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er in dem hintern Theile desselben eine hölzerne Thüre, welche, morsch vom Alter, nach ein paar Schlägen mit der Axt in Trümmer stürzte und zu noch größeren Räumen führte. Er nahm sich vor, dieselben nächstens zu untersuchen, jetzt aber getraute er sich nicht

hineinzugehen, da die so lange eingeschlossene Luft ihn hätte tödten können.

In der Nacht, welche diesem Tage folgte, erhob sich ein Sturmwind, welcher sich nach und nach zu einem gewaltigen Orkane steigerte. Wolfgang's Hütte schwankte und zitterte. Jeden Augenblick mußte er befürchten, daß sie von der Gewalt des Sturmes hinweggefegt würde.

Erst gegen Morgen schlief er ein, aber er wurde plötzlich von einem furchtbaren Krachen geweckt. Mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette springend, trat er an das Fenster und schaute in die Dämmerung hinaus.

„Herr, du mein Gott, die Linde!" preßte er aus der Brust heraus und eilte die Treppe hinab. Da lag der mächtige Baum zu seinen Füßen, das gewaltige Wurzelwerk in die Luft gerichtet, die Aeste zerschlagen, der Stamm in der Mitte durchgebrochen.

Die Thränen kamen ihm bei diesem Anblicke in die Augen; sein Stolz und seine Liebe, die Zierde seines Hauses und seines Grundstückes war dahin. Das war ein unersetzlicher Verlust, über den sich sein Herz nicht trösten konnte.

Als die Sonne höher sti g, fiel sein Auge auf den Bruch des Stammes und er gewahrte zu seinem Erstaunen, daß eine Höhlung in denselben eingeschnitten war, in dem sich ein Muttergottes-Bild befand. Also war die Legende, welche sich so lange im Munde der Einwohner von Kesselsheim erhalten, doch eine Wahrheit gewesen. Im Laufe der Zeit war die Oeffnung mit Rinde und einer Holzschicht überwachsen. Der

schwere Fall aber hatte das Gefängniß des Bildes gesprengt, und nun lag es zu Tage.

Neugierig machte er das Bild aus der Höhlung los und betrachtete es mit wehmüthigen Empfindungen. Es stellte auf einer Metallplatte eine in Oel gemalte Madonna vor, deren Brust von sieben Schwertern durchbohrt war. „Das ist also das Bild, vor welchem meine Vorfahren ihre Schmerzen ausgeweint und ihre Freuden ausgejubelt haben!“ sprach er zu sich selber. Er wandte es um und reinigte die Rückseite. Da kamen einzelne lateinische Buchstaben in alter Form zum Vorscheine. Verwundert trug er es in die Hütte und reinigte es vollends. Als er die Schrift in's Deutsche übersetzte, hieß sie: „Heilige Mutter, du Helferin in allen Nöthen, stehe auch mir bei in meinem großen Elende und mache die Anschläge meiner Feinde zu Schanden. Sie haben mich von der Höhe gestürzt und meine Güter an sich gerissen, weil ich ein hülfloses Weib bin. Hilf mir in meiner Noth, gebenedeite Mutter, damit mein Sohn, wenn er vom Grabe des Erlösers heimkehrt, sein Eigenthum wieder findet.

Agnes, Gräfin von Feilenhauer.“

Mit pochendem Herzen las und übersetzte er von Neuem, aber wie groß auch sein Mißtrauen in sich selbst war, es stand so da und nicht anders.

In der Kirche drüben wurde zur Messe geläutet; er barg die Tafel in seiner Tasche und eilte zum Gotteshause, wo der Pfarrer eben an die Stufen des Altares trat. Nach der Messe folgte er ihm in die Pfarrwohnung und zeigte ihm das Bild.

Der Pfarrer war ein Kenner von alten Gemälden.

„Da haben Sie einen Schatz aufgethan, Wolfgang," sprach er. „Das Bild hat ein hohes Alter und ist von einem echten Künstler gemalt. Aber wie kommen Sie nur daran? Ich kenne so ziemlich Alles, was sich von alten Gemälden in der ganzen Gegend befindet; dieses aber ist mir noch nicht unter die Augen gekommen."

„Das glaube ich wohl," entgegnete Wolfgang; „es saß an einem Orte, wo keines Menschen Auge hineindringen konnte. Heute Nacht hat der Sturm meine ehrwürdige Linde umgeworfen und den Stamm zerbrochen, und in dem war es eingeschlossen."

„In der Linde?" rief der Pfarrer, und wie Wolfgang setzte auch er hinzu: „Also ist die alte Legende doch eine Wahrheit? Wer hätte das denken sollen?"

„Schauen Sie sich nun auch einmal die Rückseite an," bat der Jüngling.

Des Pfarrers Erstaunen wuchs, als er die alten lateinischen Buchstaben entzifferte und die Uebersetzung hersagte. „Agnes, Gräfin von Feilenhauer! Und du bist ja auch ein Feilenhauer! So ist diese Agnes wohl deine Ahnfrau gewesen! Da lies selbst! du bist ja im Lateinischen perfect und hast ein richtiges Urtheil."

„Ich habe es bereits gelesen, aber ich traute meiner Wissenschaft nicht, weil derselbe Gedanke, den Sie aussprachen, auch bei mir auftauchte. Ich dachte, der Hochmuth könne mir einen Possen spielen und da wollte ich doch lieber Ihr Urtheil hören."

Sie gingen zusammen zu dem Baume und besahen die Höhlung. Ganz Kesselsheim hatte sich bereits um die Linde versammelt und jeder wollte das Bild sehen.

„Von der Inschrift wollen wir einstweilen schweigen," sprach Wolfgang zum Pfarrer; „ich möchte nicht in den Geruch des Hochmuthes kommen und dann ist es ja auch noch eine große Frage, ob die armen Häusler und die Grafen von Feilenhauer desselben Stammes sind. Der Zufall kann mit den Namen gespielt haben."

Der Pfarrer fand seinen Wunsch vernünftig und sie kamen Beide überein, daß das Bild seinen Platz in der Kirche finden solle. Nur noch eine kurze Zeit wollte Wolfgang es in seinem Besitze behalten, um sich an demselben zu freuen.

Man kann sich leicht denken, daß Wolfgang jetzt anders von den Gewölben dachte, als früher. Was lag näher, als daß hier in alten Zeiten wirklich eine Burg gestanden, wie es beim Volke immer geheißen! Der Bach, welcher das Grundstück umfloß, bekam jetzt plötzlich eine höhere Bedeutung.

Als die Bewohner von Kesselsheim ihre Neugierde gestillt hatten, stieg er in das Gewölbe hinab und machte auf der Schwelle der eingebrochenen Thüre ein Feuer. Die Buchenäste, welche zum Stützen der Linde herbeigeholt worden waren, dienten jetzt zur Reinigung der Luft. Mehrere Tage wiederholte er das, endlich glaubte er den Eintritt wagen zu dürfen. Die Pechfackeln, welche er sich zu diesem Zwecke bereitet hatte, erloschen nicht. Mit klopfendem Herzen setzte er seinen Fuß unter die hallenden Bogen und gewahrte mit stets wachsendem Erstaunen, daß die weitläufigen Gewölbe einen großen Theil des Raumes einnahmen, der jetzt zu seinen Besitzungen gehörte. An einer Seite stießen sie fast an den Bach, dessen Rauschen er deutlich vernehmen konnte.

Die meisten dieser massiven Räume waren leer, hier und dort aber fanden sich Spuren, daß einmal die Füße von Menschen hier gewandelt hatten, denn er fand auf verfaulten Holzblöcken zusammengestürzte Fässer, deren, vom Rost fast durchfressene Reifen, unten von den niedergefallenen Dauben beschwert, noch in die Höhe standen. Steinerne Krüge, ein Gebund Schlüssel und eine alterthümliche Lampe fanden sich in einer Nische vor. Der Kellermeister schien in diesem Raume gewaltet zu haben.

Wolfgang war es zu Muthe, als schritten die Geister jener alten Zeit an ihm vorüber und zeigten mit eisenbehandschuhtem Finger auf die Dinge, welche sein Erstaunen in so hohem Maaße erregten. Aber er sollte noch mehr Zeugen jener Zeit finden.

Aus dem Weinkeller führte eine kleine Treppe nach einer Thüre. Die Steinstufen waren in der Mitte stark abgetreten, ein Beweis, daß die Feilenhauer dem erquickenden Naß, welches ehedem hier unten gelagert, stark zugesprochen hatten.

Die Thüre war dem Anscheine nach eisenstark, denn sie war über und über mit eisernen Klammern und breiten Schildern versehen. Auf den letztern fand sich ein Wappen eingegraben, welches dem Roste so viel widerstanden hatte, daß er jede Linie deutlich unterscheiden konnte.

Wolfgang führte mit seiner Axt einen schweren Schlag gegen das Schloß, aber er mußte ihn ein dutzendmal wiederholen, bis sie aufsprang. Glücklicher Weise hatte er die Vorsicht gebraucht, eine zweite Fackel im Weinkeller zurückzulassen, denn diejenige, welche er

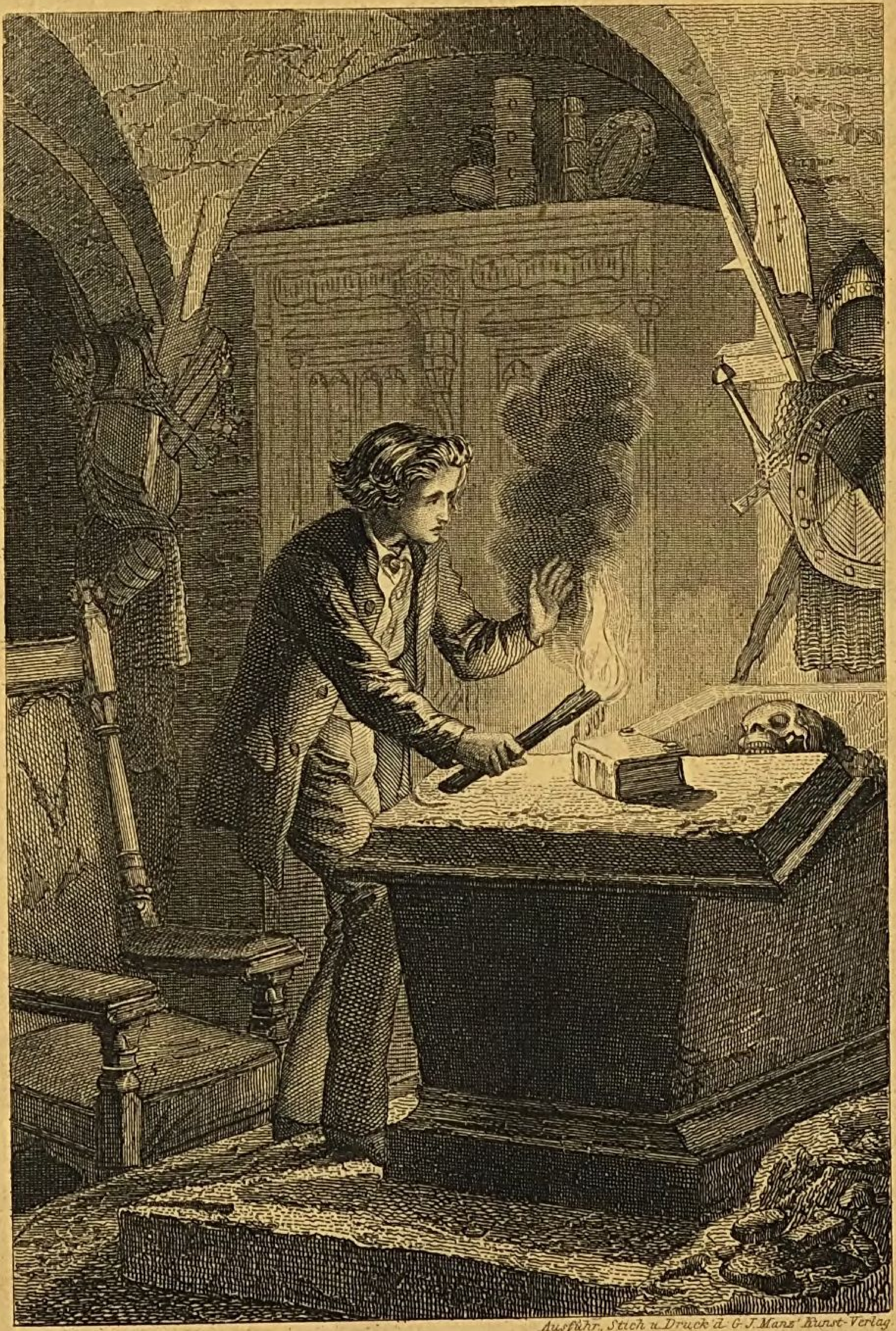
in den Händen trug, erlosch, als er sie vor sich herstreckte.

„Morgen," sprach er. Das Wort klang dumpf und eigenthümlich an den Wänden wieder und erfüllte ihn fast mit Schrecken. Wie viele Jahrhunderte mochte hier keine menschliche Stimme mehr erschollen sein, und jetzt weckte sie aller Enden das schlafende Echo.

Langsam kehrte er zurück und stieg wieder zum Tageslichte empor. Gedankenvoll blieb er auf dem Lindenstamme sitzen und sann über die alte Welt nach, die sich so unerwartet unter seinen Füßen erschlossen hatte. Ohne die Ueberschwemmung und den Sturm, welcher seine Linde fällte, wäre er wohl niemals zu dieser Entdeckung gekommen.

Wie pries er jetzt seine gute Mutter, die ihn mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft hatte studieren lassen. „Ich würde den Plunder kaum angesehen haben," lispelte er, „wenn nicht dieses alte Latein meine Neugierde aufgeregt hätte. Als ich von der Universität heimkehren mußte und trotz aller meiner Bemühungen keine nährende Beschäftigung finden konnte, bis ich mich entschloß, wie mein seliger Vater, zur Axt zu greifen, da dachte ich manchmal, es sei besser gewesen, wenn ich niemals bessere Tage gekannt hätte und ich murrte zuweilen, daß so viel Geld nutzlos weggeworfen war. Heute trägt es schon seine Zinsen."

Am folgenden Tage ließ es ihm nicht lange Ruhe; abermals stieg er hinab und gelangte bald an die offene Thüre. Ein Ausruf des Erstaunens entrang sich seinen Lippen, als die Fackel ihren rothglühenden Schein durch einen weiten Raum warf, der in alten



Herchenbach, ein untergegangenes Grafengeschlecht.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

Zeiten offenbar zum Banketsaale gedient hatte. In der Mitte stand ein langer, schwerfälliger Eichentisch, von ebenso plumpen Sesseln umgeben. „Herr, du mein Gott," rief er, „ist es nicht gerade, als ob die Ritter so eben vom Mahle aufgestanden seien! Da stehen noch die Humpen und die alterthümlichen Kannen und Gläser."

So war es, aber es gab noch mehr zu sehen. Rings an den Wänden hingen an eisernen Pflöcken Schwerter und Streitäxte und an einer Seite ragten eine Anzahl von stählernen Harnischen an der Mauer empor, so daß Wolfgang im ersten Augenblicke glaubte, die geharnischten Männer der eisernen Zeit hielten Wache gegen den frechen Eindringling. Als er näher trat, fand er, daß diese Rüstungen ebenfalls in Haken hingen.

In der Mitte der Wand befand sich noch ein vollkommen erhaltener Feuerherd mit angebrannten Holzsplittern und zu beiden Seiten desselben hohe Schränke, in denen Pokale, Schüsseln und anderes Tischgeräthe aufgestellt war.

Er ging von Einem zum Andern; überall fand er das Wappen, welches er auf der Kellerthüre gesehen, es mußte also dasjenige der Grafen von Feilenhauer sein.

Zu seinem Grausen stieß er zuletzt auf einen steinernen Sarg, dessen Deckel nur halb zugeschoben war, so daß er die vermoderten Gebeine eines Todten sehen konnte. Der Sarg war lang und breit und der Mann, welcher mit zerschmettertem Schädel darin lag, mußte im Leben seine sieben Fuß gemessen haben. Er war wohl im wilden Treffen gefallen; woher sonst die gebrochene Hirnschale?

Wolfgang hatte jetzt keine Lust, darüber nachzudenken; der Anblick machte ihm das Blut in den Adern stocken und schon wandte er sich um, da fiel ihm ein Buch in die Augen, welches auf dem Sargdeckel lag. Rasch ergriff er es und eilte hinweg. Wie Schrecken und Grauen schwebte es hinter ihm her, als ob sich der Todte aus seinem steinernen Sarge erhoben hätte und ihm folge. Da blieb er stehen, drehte sich um und hielt die Fackel hoch. Der Sarg stand noch da, ein röthlicher Nebel schien aus den leeren Augenhöhlen des Gerippes hervorzugehen. Dumpf hallten Wolfgangs Tritte in den Gewölben wider und er freute sich, als ihm das goldene Licht des Tages entgegenquoll.

Mit dem Buche begab er sich in sein stilles Schlafkämmerlein, rückte den alten Lehnsessel der verstorbenen Mutter herbei und ließ sich nieder. Auf der Außenseite des Deckels war dasselbe Wappen eingeprägt, welches er auf der Kellerthüre und auf den verschiedenen Geräthen gesehen hatte. Darunter stand mit dicken Buchstaben: Agnes, Gräfin von Feilenhauer. Das war also dieselbe Edeldame, welche den Stoßseufzer zur Gottesmutter auf der Rückseite des Bildes geschrieben hatte. Er war aufgeregt, seine Hände zitterten und sein Herz klopfte so laut, daß er es hören konnte. Fast war er zu ängstlich, das Buch aufzuschlagen.

„Welch' ein Thor bin ich," murmelte er endlich. „Warum sollte ich mich scheuen, diesen Staub anzurühren, den Jahrhundertlange Finsterniß gedeckt hat. Selten mag es einem Sterblichen gegönnt sein, einen so tiefen Einblick in die Vergangenheit zu thun, wie mir. Also nicht zögern! In diesem Buche steht viel-

leicht die Lösung des Räthsels." Er öffnete dasselbe und fand auf dem ersten Pergamentblatte wieder dasselbe Wappen, aber es war nicht eingepreßt, sondern mit künstlicher Hand gemalt und nach so langer Zeit noch von lebhaften Farben glänzend.

Nachdem er es lange genug betrachtet hatte, schlug er das zweite Blatt auf; auch dieses war gemalt und enthielt den Stammbaum derer von Feilenhauer. Bei jedem Gliede waren die merkwürdigsten Lebensereignisse kurz verzeichnet. Der Stammbaum nahm ein Dutzend Blätter ein und schloß mit Herrn Wyrich von Feilenhauer.

Hier war unter den Stammbaum ein dicker Strich gemacht und auf demselben Blatte begann eine Geschichte in lateinischer Sprache, welche dieselben Züge trug, wie die Handschrift auf dem Bilde. Wolfgang las mit größter Aufmerksamkeit, wie folgt;

„Im Angesichte Gottes schwöre ich einen feierlichen Eid, daß ich, Agnes, Gräfin von Feilenhauer in diesem Buche nur die lauterste Wahrheit niedergeschrieben habe. Es diene darum auch zur Steuer der Wahrheit, wenn die Zeiten sich ändern.

In diesem Sarge liegt mein Gatte Wyrich von Feilenhauer, dem Gott die ewige Seligkeit verleihen möge. Wer ihn findet, der soll seine Gebeine in geweihte Erde bringen. Ich selbst durfte es nicht thun, denn mein Sohn, der im gelobten Lande weilt, um das Grab des Erlösers befreien zu helfen, muß erst sehen, wie sein Oheim mit ihm verfahren. Vielleicht wird mein Sohn Kurt unter den Säbeln der Saracenen fallen und, als der letzte seines Stammes, die

Linie der Feilenhauer schließen. Wie Gott will, nach so vielen Leiden bin ich auf alles gefaßt.

Wyrich, mein Mann, und sein Bruder Kuno haben lange friedlich mit einander gelebt, wie Brüder thun sollen, aber seit Kurt über Meer schiffte, stiegen in Kuno's Herzen böse Gelüste auf. „Sieh," sprach er zu Wyrich, „du hast nur einen Sohn und es ist fraglich, ob er jemals wieder in die Heimath zurückkehrt, denn von den Kreuzfahrern bleiben die meisten als Opfer ihrer tollkühnen Unternehmung; dann aber bist du ganz kinderlos, und ich bin dir der nächste. Die Güter unseres Vaters ruhen fast ganz in deiner Hand, wie es dem Erstgebornen gebührt. Setze mich zum Erben deines Sohnes ein, damit nicht ein vielleicht unverhoffter Tod die Güter an Fremde bringt."

Wyrich wies diese Zumuthung zurück, indem er sprach: „Mit Nichten, mein Bruder! Ich hoffe, daß mein Sohn mit heiler Haut heimkehrt und noch lange zum Ruhme des Geschlechtes der Feilenhauer leben wird. Warum also sollte ich ihn berauben? Stürbe er wirklich, so wäre es noch immer Zeit, die Erbschaft zu vertheilen, die dir dann auf keinen Fall allein würde."

Kuno zürnte heftig ob dieser Rede und an dem Tage, wo sie gefallen war, schwur er, sich an Wyrich zu rächen und mit Güte oder mit Gewalt das Erbe seines Bruders in Besitz zu nehmen. Er war ein wilder Wegelagerer und auch deßhalb meinem Gatten gram, denn dieser hatte vom Kaiser das Mandat, sie zu züchtigen und er schonte Niemanden. So hatte er sich viele Feinde gemacht und diese lechzten alle nach blutiger Genugthuung. Da begab es sich eines Tages,

daß Kuno sich mit einer Schaar seiner Freunde bei uns zum Mahle einlud.

Wir empfingen sie freundlich und thaten ihnen Ehre an. Der Koch that das Beste in seiner Kunst und der Kellermeister sorgte für die kostbarsten Weine, so daß der Banketsaal von dem Wohlgeruche desselben duftete. Sie tranken aus großen Pokalen und rasselten so wild mit den Schwertern, daß mir bange wurde und ich auf dem Sprunge stand, mich zu entfernen; aber Wyrich bat mich inständig zu bleiben, weil er glaubte, sie würden sich in meiner Gegenwart einigen Zwang anthun. Ich blieb also zitternd an seiner Seite und wartete mit Angst und Beben auf das, was nun kommen würde.

Bald nachher erhob sich Kuno von seinem Sitze und schrie den Kellermeister und die Pagen an, sich aus dem Saale zu entfernen. Sie liefen eiligst hinweg und Kuno schloß die Thüre hinter ihnen.

„Was machst du Kuno?“ fragte mein Gatte etwas unwillig. „So lange meine Gäste Durst haben, dürfen sie nicht ohne Bedienung bleiben.“

„Es handelt sich um eine Frage, von der sie nichts zu hören brauchen. Ich und meine Freunde sind gekommen, um dich zum letztenmale zu fragen, ob du meinen Vorschlag annehmen willst. Dein Sohn liegt wohl schon längst im arabischen Sande begraben, sonst wäre Nachricht zu uns gelangt. Der Ruhm des Hauses Feilenhauer aber darf nicht erlöschen. Willst du mich zum Erben deines Sohnes einsetzen, so thue es jetzt vor den Ohren dieser ehrenwerthen Ritter, damit es nicht ohne Zeugen geschieht.“

„Kuno,“ antwortete mein Gatte, „ist nicht Alles Gut mir und kann ich nach dem Ableben meines Sohnes nicht damit thun, was mir gut dünkt? Vielleicht wäre es so geschehen, wie du wünschest, aber aller Zwang ist mir verhaßt und ich werde mich niemals einem Willen unterordnen, der von Rechtswegen mir zu gehorchen hat.“

Hier folgte eine Stelle mit andern Buchstabenformen, in welchen die Gräfin ihre eigenen Gedanken ausgedrückt hatte. —

Ach, es ist eine wilde Zeit. Das Recht wird überall gebeugt; an seine Stelle ist die brutale Gewalt getreten und wer nach etwas lüstern ist, der erschlägt denjenigen, welcher ihm im Wege steht. Die heilige Mutter möge geben, daß auf diese Finsterniß das Licht und die Wahrheit folge! —

Kuno riß seinen Degen aus der Scheide, stürzte auf meinen Gatten zu und versetzte ihm einen Hieb über den Scheitel, daß das Blut hoch emporspritzte. Ihm folgten mit wildem Geschrei die übrigen, Jeder von ihnen führte brüllend seinen Schlag. Da sank er entseelt in meinen Schooß und das rieselnde Blut benetzte meinen zitternden Körper.

Die Bösewichte eilten aus dem Banketsaale hinweg, raubten alle Gemächer leer und warfen den Brand hinein. Ich hörte die Flammen über meinem Kopfe sausen, aber ich regte mich nicht, denn nachdem Wyrich gefallen war, wollte ich selbst nicht länger leben. Bis in die späte Nacht saß ich da, das blutende Haupt noch immer in meinem Schooße. Die Flammen hatten aufgehört, und das Erdgeschoß, in dem ich mich mit

dem Todten befand, war nicht berührt worden. Meine treuen Diener halfen mir die Leiche in einen Sarg legen und brachten mich hinauf, wo sie mir in der Wohnung des Gärtners eine Stätte bereiteten. Lange lebte ich wie ein Schatten dahin und wußte nicht, was mit mir vorging. Ich ließ alles geschehen, was sie mit mir thaten und hatte nur den einen Wunsch, daß mein Kurt zurückkomme und sie züchtigen werde.

Unterdessen raubte Kuno mein ganzes Besitzthum und ließ mir nur die Trümmer der eingeäscherten Burg. Ich sandte Botschaften über Botschaften an den Kaiser, aber der lag im Kriege und hatte keine Zeit, sich mit den Klagen einer mißhandelten Wittwe zu befassen. Kuno verlachte mich und als ich einmal hinüberging, um sein Mitleid anzuflehen, da ließ er mich mit Peitschen und Hunden hinausjagen. Seitdem habe ich es nicht mehr gewagt, sondern still gelitten und meine Noth der Gottesmutter geklagt.

Nach langen Jahren kehrte ein Ritter aus dem gelobten Lande heim und erzählte, daß mein Sohn nach vielen Gefahren und langer Gefangenschaft im Begriffe stehe, sich nach Europa einzuschiffen. Er setzte hinzu, daß er mir eine Schwiegertochter und liebliche Kinder zuführe.

Wie da mein Herz jauchzte. „Er wird meinen erschlagenen Gatten rächen und den Stamm der Feilenhauer erhalten!“ rief ich aus.

„Letzteres wohl!“ gab der Ritter zur Antwort, aber auf die Rache hoffe nicht, denn Kurt hat im Gefängnisse der Mutter Gottes gelobt, nie mehr ein Schwert anzurühren, wenn sie ihn befreie. Wenn also sein Oheim

die geraubten Güter nicht freiwillig herausgiebt, so sind sie für immer verloren!"

Da fiel ich vor Betrübniß in schwere Krankheit. Fürchtend, sie würden auch noch die Stätte des Todes ausrauben, legte ich dieses Buch auf den Sarg des Erschlagenen und ließ Fenster und Thüren vermauern. Einem treuen Knechte gab ich den Auftrag, meinen Sohn von dem Vorgefallenen zu unterrichten."

Hier schloß die grausige Erzählung der Gräfin Agnes. Die letzten Pergamentblätter in dem Stammbuche waren unbeschrieben. Der Tod hatte ihr nicht Zeit gelassen, ein Weiteres über das Schicksal ihres Sohnes und ihrer Enkel hinzuzufügen.

Wolfgang legte das verhängnißvolle Buch auf den Tisch und überdachte den Inhalt. War er wirklich ein Nachkomme jenes Mannes, welcher mit zertrümmertem Schädel im Sarge lag? War er wirklich das lebendige Glied, welches aus der Gegenwart in die graue Vergangenheit hinüberragte?

Diese Frage bekam auf einmal ein brennendes Interesse für ihn und er faßte den Entschluß, nicht zu ruhen, bis er in dieses Dunkel helles Licht gebracht habe. Seine nächste Arbeit mußte natürlich die sein, von dem Tage des Ablebens der Gräfin Agnes bis auf den heutigen den Stammbaum zu vervollständigen; aber das war keine leichte Aufgabe. In seiner Hütte fand sich nichts dergleichen vor; das wußte er ganz genau; denn es gab keinen Winkel und keine Ritze in derselben, die er nicht genau kannte. Auf die Gewölbe durfte er auch nicht zu viel bauen, weil alle Eingänge und Oeffnungen zu denselben von der Gräfin vermauert

worden waren. Nichts desto weniger stieg er täglich mehrere Stunden in die Ruinen hinab, wühlte im Schutte umher und suchte nach neuen Gemächern. Ein solches fand er auch eines Tages. Es hatte in frühern Zeiten offenbar als Bibliothek und Archiv gedient, denn noch standen alterthümliche Bücherschränke an den Wänden. In einem derselben befand sich, auf dickes Pergament gezeichnet, ein Plan des Gebäudes, in dessen Grundmauern er sich befand. „Plan der Feilenhauers-Burg zu Kesselsheim“, war derselbe überschrieben. An einer Kette lag auch ein dickes, mit großen Lettern geschriebenes Buch, welches die Chronik derer von Feilenhauer enthielt; es rührte ebenfalls von der Hand der Gräfin Agnes her. Auf dem letzten Blatte stand mit kleineren Buchstaben geschrieben: „Kurt, mein lieber Sohn, wenn du heimkehrst, wirst du gegen die Räuber deiner Güter zu kämpfen haben und vielleicht die Erwerbtitel derselben verlangen müssen. Damit die Bosheit jener Räuber nicht darüber komme und die stummen Zeugnisse vernichte, habe ich heute das Archiv und die Bibliothek nach X flüchten lassen. Dort liegt in der Sternengasse unser Haus zum Kometen, darin wirst du Alles finden, was du an Beweisen bedarfst.“

Wolfgang hatte in X seine Studien gemacht, aber nie von einer Sternengasse gehört. Es war aber doch möglich, daß sie ihm unbekannt geblieben; er nahm sich deßhalb vor, schon am folgenden Tage nach X zu gehen und seine Nachforschungen zu beginnen. Der Fund aber, den er unter seiner Hütte gemacht hatte, sollte für jetzt noch ein Geheimniß bleiben, weil sonst der Zudrang der Neugierigen nicht abzuhalten gewesen wäre. Lange

schwankte er, ob er nicht den Pfarrer in das Vertrauen ziehen solle? Wohl hätte er es ohne Bedenken gedurft, denn was man in seine Brust niederlegte, das war dort wohl aufgehoben und wurde nicht ausgeplaudert; aber damit wäre ihm wieder ein Tag verloren gegangen und es lag ihm daran, recht bald in den Besitz des Geheimnisses zu gelangen.

Kurz entschlossen bedeckte er das Loch mit den Aesten der Linde und fuhr sogleich in die Stadt.

Siebentes Kapitel.

Die Bibliothek im Kometen.

Wie er vorausgesetzt hatte, so war es, eine Sternenstraße gab es in X nicht, wenigstens hatte kein Mensch davon gehört, aber jenes Buch und der Vermerk, welche in löblichster Absicht geschrieben waren, konnten doch nicht lügen. Vielleicht hatte die Straße im Laufe der Zeit einen andern Namen erhalten. Man sagte ihm, auf dem Rathhause seien noch all die alten Stadtpläne aufbewahrt und vielleicht gelinge es ihm, dort Aufschluß zu erhalten. Die Pläne wurden ihm bereitwillig offen gelegt; mit den ältesten begann er seine Nachforschung und es dauerte nicht lange, so hatte er eine Sternengasse erwischt.

„Tausend", rief er aus, „das ist die Feilenhauergasse, in der ich so lange gewohnt habe."

Schnell verließ er das Rathhaus und eilte der Feilenhauergasse zu. Als er zum erstenmale in die Stadt kam, hatte es ihm Spaß gemacht, gleichsam in seiner

eigenen Straße zu wohnen, aber es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß der Name eine andere als zufällige Entstehung habe. Mit ganz andern Gefühlen schritt er jetzt des Weges und beschaute rechts und links die Giebel der Häuser. Die Augen schmerzten ihn von dem vielen Sehen und er war eben im Begriffe, in sein ehemaliges Quartier hineinzustürmen, als er dicht neben demselben die alte graue Facade aufragen sah, die ihn früher oft mit unheimlichem Grauen erfüllt hatte.

Ueber der Thüre des Hauses lag ein großer Stein, in dessen Mitte ein Komet ausgemeißelt war. „Das ist, so wahr ich lebe, der Komet, den ich suche,“ sagte er. „Mehr als tausendmal bin ich in früheren Jahren an demselben vorübergegangen und ahnte es nicht. Ich machte nur immer, daß ich rasch vorbeikam, denn das geisterhaft blickende Gebäude ängstigte mich. Damals waren die Fensterläden immer geschlossen, kein Mensch ging aus und ein, es war das Haus des Todes. Es scheint noch immer so zu sein; die Fenster sind, wie damals geschlossen und die Gardinen hängen dicht voll Staub. Wem es nur gehören mag?“

Also mit sich selbst redend kam er an das Haus seiner frühern Wirthin. „Ist mein Quartier noch unbesetzt?“ fragte er. „Ist gestern leer geworden,“ antwortete die Wirthin, „und wenn der junge Herr seine Studien fortsetzen will, so kann er gleich hereintreten und da bleiben.“

„Nichts wäre mir lieber!“ entgegnete Wolfgang und sprang seiner Wirthin vorauf, um es sogleich in Besitz zu nehmen. „Ich lege Beschlag auf das Zimmer,“

sprach er; „natürlich setze ich voraus, daß in dem Hause nebenan keine unruhigen Leute wohnen.

„O, da können der junge Herr ruhig sein,“ sprach die Wirthin. „In dem Hause wohnt schon seit Menschengedenken Niemand. Es ist die Bibliothek des Herrn von Cedernstein, und der macht sich mit Büchern nicht gerne zu schaffen.“

„Die Bibliothek des Herrn von Cedernstein? Ich habe nie davon gehört; aber es ist mir lieb, daß ich ihr so nahe bin; da kann ich zuweilen ein gutes Buch entlehnen.“

Die Wirthin lächelte: „Schwerlich, junger Herr, das Gebäude ist jahraus jahrein verschlossen, und es kann sich Niemand rühmen jemals von derselben Gebrauch gemacht zu haben, außer ein ganz junger Mensch, der in der letzten Zeit häufig hierherkam. Jetzt sieht man auch diesen nicht mehr. Es heißt, in dem alten Hause werde das Archiv der Cedernstein aufbewahrt, und das mag manches Geheimniß enthalten, in welches fremde Augen nicht schauen sollen. Eine alte Sage erzählt, der Graf von Feilenhauer gehe allnächtlich mit zerschmetterter Hirnschale dort spuken.“

„Der Graf von Cedernstein, meinen Sie wohl, denn es ist ja das cedernstein'sche Archiv.

„Wie das zusammenhängt, weiß ich nicht, aber die Sage nennt ihn so wie ich gesagt habe.“

Wolfgang wunderte sich, daß er früher niemals davon gehört hätte, aber er konnte es sich erklären, weil er immer still auf seinem Kämmerlein geblieben und wenig mit der Welt in Berührung gekommen war. Bei der Erwähnung des Spukgeistes mit dem zerschlagenen

Schädel fiel ihm sogleich der Todte in dem Steinsarge unter seinem Hause ein. Eine dunkle Erinnerung jener Gewaltthat hatte sich wohl im Volke fort und fort erhalten, und gerade diese Sage deutete auch auf den gewaltsamen Raub hin, den Kuno an seinem Bruder begangen. Ein Räthsel blieb es freilich noch immer, wie das Archiv später an die Cedernstein übergegangen. Vielleicht gab darüber der dunkle Komet Aufschluß.

Als ihn die Wirthin verlassen hatte, legte er sich sofort auf die Lauer und untersuchte, ob es nicht irgend eine Möglichkeit gäbe, ungesehen in das Nachbarhaus zu gelangen. Er klopfte an die Wände, sie waren fest, gaben nirgends einen hohlen Ton. Aus dem Fenster schauend, welches auf den Hof führte, gewahrte er nur hohe Mauern. Um in den Keller herabzukommen, legte er sich Bier ein und schichtete die Flaschen selbst auf einander, aber auch hier blieb die Untersuchung fruchtlos. Gerade so war es auf dem Speicher.

Am folgenden Tage nahm er die Façade des Kometen in genauen Augenschein. Die Fenster waren dicht verschlossen und die Thüre so massiv, daß an ein Einbrechen nicht zu denken war; auch möchte sich dazu in der so lebhaft begangenen Straße nur schwer eine Gelegenheit gefunden haben; aber je größer die Hindernisse waren, desto mehr reizte es ihn, sie zu bewältigen. Unaufhörlich trug er die Idee mit sich herum und nach wenigen Tagen schon hatte er sich fest eingeredet, sein Geschick sei mit dem Kometen enge verwoben. Während er sinnend dasaß, fiel ihm sein Kleiderschrank in die Augen; hinter diesem hatte er die Wand noch nicht untersucht.

Er schob ihn auf die Seite und beklopfte die Mauer — wieder alles fest und solid.

„Ich könnte hier ein Loch brechen," sprach er zu sich selbst; „Niemand würde es bemerken."

Der Gedanke sagte ihm zu und er ging sogleich in die Stadt, um ein Brecheisen zu kaufen. Als er zurückgekehrt war, schloß er die Thüre, stopfte ein Stück Papier in das Schlüsselloch und machte sich sogleich an die Arbeit. Ein Schauer überlief ihn, als er das Eisen zwischen zwei Steine klemmte, und sein Gewissen rief ihm zu: „Wolfgang, du brichst in Jemandes Eigenthum ein!" Da ließ er das Eisen sinken und hielt inne, aber die Lust, hinter jene Mauer zu kommen, wurde mit jedem Augenblicke größer. Wieder begann er, das Eisen in den Zwischenraum zu klemmen, und er bewegte es so lange auf und nieder, bis ein Stück des rothen Ziegelsteines abbrach. Sorgfältig nahm er dasselbe von seiner Stelle und legte es in den Schrank, damit es von Niemanden gesehen wurde. Dem ersten Stücke folgte bald ein zweites und ein drittes, bis zuletzt der ganze Stein in kleinen Brocken im Kleiderkasten lag. Es war damit aber wenig erreicht, denn hinter dem Steine lag ein zweiter vor, und die Oeffnung war so klein, daß das Eisen in der Entfernung keine Macht hatte. Er mußte sich also entschließen, den darüber liegenden anzugreifen, was schon weniger Arbeit machte. Damit der fallende Stein kein Getöse verursache, breitete er die Matraze seines Bettes unter, dann gab er sich an den dritten und vierten, das Loch erweiterte sich in der gewünschten Weise, aber jetzt mußte er Halt machen, denn er wußte, daß seine Wirthin nun bald kommen werde,

um ihm das Essen zu bringen. Da vertilgte er rasch alle Spuren seiner Brecherei, brachte den Kasten wieder an seine Stelle und öffnete die Thüre.

Die Wirthin kam bald und hielt ihn zu seinem größten Aerger eine halbe Stunde lang mit Klatschgeschichten auf. Nachdem er rasch ein wenig gegessen hatte, begann er von Neuem seine Arbeit und hatte bald ein so großes Loch gebrochen, daß er seine Arme bewegen und die zweite Steinlage fassen konnte. Diese Arbeit war mit viel größern Schwierigkeiten verbunden, aber er pickte doch immer kleine Bröckchen ab und zuletzt gelang es ihm sogar, einen Stein in das Innere des andern Hauses, des Kometen, zu stoßen. Er vernahm, wie der fallende Stein dumpf rollte. „Wenn es gehört worden ist," dachte er, „so wird es morgen heißen, der Graf Feilenhauer treibe wieder sein Wesen."

Durch die Oeffnung kam zwar kein heller Tagesschimmer, aber doch eine Art von schleierhaftem Scheine, so daß er fast laut aufgejubelt hätte. Das Brecheisen noch weiter durchschiebend, fand er Widerstand an einem etwas elastischen Gegenstande. Mit einem heftigen Stoße durchbohrte er denselben und stieß ein Loch hinein. Plötzlich schoß ein Lichtstrahl durch die Oeffnung in sein Kämmerchen, aber er konnte nicht erkennen, was sich in dem Raume befand. Angestrengt arbeitete er weiter, aber es ging nur langsam, weil er das ausgebrochene Material immer wieder bei Seite schaffen mußte.

Da die Hast ihn nicht immer die nöthige Vorsicht beobachten ließ, so stürzten auf einmal mehrere Steine hinab und verursachten ein tüchtiges Gepolter. Erschrocken sammelte er den Schutt, barg ihn in den

Kasten und rückte diesen vor die Oeffnung, denn er mußte erwarten, daß nun seine Hauswirthin kommen würde, um nachzusehen, was vorgefallen. Sie kam wirklich, aber Wolfgang hatte eben die letzten Spuren seiner Arbeit verwischt und fand leicht eine Erklärung des stattgehabten Gepolters. Da aber an diesem Tage die Aufmerksamkeit der Wirthin einmal erregt war, so getraute er sich nicht, seine Arbeit wieder aufzunehmen.

Die Zeit wurde ihm schrecklich lang und seine Neugierde wuchs mit jeder Secunde. In der Nacht, als keine menschliche Seele mehr im Hause wachte, erhob er sich, zündete eine Kerze an und ging von Neuem an das Loch. Es war gerade groß genug, seinen Körper durchzuzwängen. Jetzt befand er sich dicht vor dem Gegenstande, in welchen er ein Loch hineingestoßen hatte; es war graue, stramm gezogene Leinwand; als er sie in dem Loche faßte, um sie zur Seite zu schieben, fand er, daß es ein Bild in schwerem Goldrahmen war. „Das ist ein glücklicher Zufall," dachte er; „nun wird man im Kometen so leicht nicht bemerken, welche Frevelthat hier vorgegangen."

Als er das Bild vollends bei Seite geschoben und die jenseitige Wand sorgfältig untersucht hatte, trat er hinaus und befand sich auf einer Gallerie. Der Saal war von einer bedeutenden Ausdehnung und Höhe; die schwachen Lichtstrahlen seiner Kerze, welche nicht im Stande waren, den ganzen Raum zu erleuchten, dehnten ihn in's Unendliche. Der Gallerien lagen mehrere übereinander und der ganze Raum war von unten bis oben mit Büchern bedeckt. Staunend blieb Wolfgang stehen und starrte die großen Folianten an. Einen

derselben nahm er aus dem Gestelle und legte ihn auf die Brüstung der Galerie. Der Staub flog in dicken Wolken auf und verdüsterte sein Licht. Neugierig öffnete er die schweren eisernen, stark angerosteten Klammern und begann den Titel zu lesen. Es war eine Bibel aus den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst. Das konnte ihm nicht frommen, denn die Documente, welche er suchte, reichten höher hinauf. Die Buchdruckerkunst war zu Zeiten der Gräfin Agnes von Feilenhauer noch nicht erfunden. Er stellte es wieder an seinen Platz und streckte die Hand nach einem andern aus. Es war abermals eine Bibel mit altem Drucke. Mit dem Kopfe schüttelnd wandelte er weiter und beleuchtete die Titel der Werke, die offenbar in einer viel jüngern Zeit aufgeklebt waren; keiner aber deutete das Gesuchte an.

In fieberhafter Spannung und Aufregung wanderte er langsam weiter; immer neue Werke traten in seinen Gesichtskreis, immer weiter dehnte sich das Feld seiner Forschung. Viele Stunden waren vergangen, als er endlich wieder an seinem Ausgangspunkte ankam. Den Rest seiner Kerze hochhaltend und das Bild beleuchtend, fand er ein männliches Portrait in voller Rüstung; nur das Gesicht war durch das offene Visir zu erkennen. Unten stand in den Rahmen eingeschnitten der Name Wyrich von Feilenhauer." Also derselbe Mann, den er im Sarge gesehen. Merkwürdig, alles, was ihm entgegentrat, deutete immer wieder auf jene Periode hin und documentirte einen Zusammenhang zwischen den Feilenhauer und den Cedernstein.

Wolfgang machte sich nun zunächst darüber her, die Steine und den Schutt aus seinem Kleiderkasten auf

die Gallerie hinüberzuschaffen, damit die Wirthin nicht hinter seine nächtlichen Arbeiten kam. Dann legte er sich zur Ruhe nieder und schlief bis in den lichten Tag hinein.

„Haben Sie heute Nacht keinen auffallenden Rumor gehört?“ fragte die Wirthin, als er zum Frühstücke kam.

„Nein“, gab er etwas befangen zur Antwort.

„Nun, da haben Sie wahrhaftig einen gesegneten Schlaf. Ich konnte bis an den Morgen kein Auge zumachen und war zehnmal im Begriffe, Sie herauszutrommeln. Es war ein Gepolter, als ob die Geister der Hölle in Ihrem Zimmer ihr Wesen trieben; bald donnerte etwas zu Boden, bald hörte ich schwere Tritte, bald wollte mich's bedünken, als töne unterdrücktes, grausiges Geschrei in meine Ohren.“

„Auch Geschrei?“ fragte Wolfgang überrascht.

„Ei freilich, aber ich komme jetzt auf den Grund. Der Nachtwächter hat Licht im Kometen gesehen. Also geht der Graf mit zerschmettertem Schädel wieder um. Da wird es also einen Todesfall oder sonst ein Unglück in der Cedernstein'schen Familie geben.“

Wolfgang lächelte.

„Lachen Sie nicht, junger Herr,“ sprach die Wirthin etwas beleidigt. „Wenn der Graf um geht, so steht ein Unglück bevor. So ist es immer gewesen und es giebt noch alte Leute in der Stadt, die davon zu erzählen wissen.“

Wolfgang fühlte sich nicht veranlaßt, sie von ihrem Aberglauben zurückzubringen, aber er nahm sich vor, die Bibliothek nicht mehr in der Nacht zu besuchen, das wiederkehrende Licht hätte die Leute ja leicht zu Nachforschungen veranlassen können.

Bald ging er wieder auf seine Stube. Damit er nicht überrascht werden konnte, schob er den Nachtriegel vor und begab sich dann durch das Loch auf die Gallerie. Wie staunte er, als er jetzt den großen Raum und die Masse von Folianten überschaute, welche die sämmtlichen Wände vom Fußboden bis zum hohen Plafond bedeckten. Die Wirthin hatte jedenfalls Recht, wenn sie behauptete, Cedernstein mache sich nicht viel mit Büchern zu schaffen. Der Saal machte den Eindruck, als wenn ein Menschenalter hindurch keines der Bücher von seiner Stelle gewesen wäre. Von der Decke hingen mächtige Guirlanden von Spinnweben nieder, die sich beim geringsten Luftzuge bewegten und einen Regen von Staub niederschüttelten, die Bücher selbst lagen vollständig im Staube begraben.

Von der Gallerie niedersteigend gelangte er auf eine zweite und dann auf den Fußboden, wo er von Neuem seine Forschung begann, aber zu keinem Ziele kam.

Alle diese Bücher zu untersuchen, ja nur die Titel zu lesen, das erforderte eine lange Zeit, vor der ihm ordentlich graute, und doch mußte er es thun oder unverrichteter Dinge nach Kesselsheim zurückkehren. „Nein," rief er lauter als es seine Absicht war, „nein, ich gebe meinen Plan nicht auf; ich muß hinter die Geheimnisse schauen und erfahren, was sie verbergen!"

Seine Stimme hallte von den vier Wänden des Büchersaales zu ihm zurück, und es klang so hohl und grausig, daß er sich fast fürchtete. Unwillkührlich mußte er seine Blicke auf den geharnischten Mann richten, dessen Augen ihm entgegenleuchteten. Er hatte schon oft die Bemerkung gemacht, daß gewisse Bilder den Beschauer immer

ansehen, welchen Standpunkt er auch einnehmen mag. Auch Wyrich von Feilenhauer folgte ihm überall mit den Augen, aber dieselben kamen ihm so belebt und vergeistigt vor, als ob der Besitzer noch mit Leben und Bewußtsein versehen sei und ein besonderes Interesse an seiner Anwesenheit nehme.

„Lenke meine Schritte in diesem hundertjährigen Staube!" lispelte er zu dem Bilde hinauf. „Gieb mir einen Fingerzeig, wo ich deinen zerrissenen Stammbaum finde!"

Wyrich von Feilenhauer schien bei diesen Worten in seiner ungelenken Rüstung sich zu regen und aus dem schweren Goldrahmen des Bildes niedersteigen zu wollen; aber es war wohl nur ein eindringender Luftzug, welcher die Leinwand in Bewegung setzte.

Wolfgang schritt durch den wirbelnden Staub einer Thüre zu, welche in einen kleinen Saal führte. Hier hingen mächtig große, mit dicken Staubschichten bedeckte Ahnenbilder, aber nur wenige, mit Glasthüren versehene Bücherschränke standen an den Wänden. Er öffnete einen derselben und fand hier zu seinem freudigen Erstaunen das Archiv, nach dem er suchte. Gleich der erste Band, den er in die Hand nahm, enthielt das Geschlechtsregister. Was er geahnt hatte, das bestätigte sich vollkommen, die Cedernstein waren die Nachfolger des Kuno von Feilenhauer und sie hatten sich den neuen Namen nur beigelegt, um ungestörter im Besitze des geraubten Gutes fortleben zu können.

Der Stammbaum rührte von der Hand eines Cedernstein'schen Burgcaplans her, aber er enthielt nur die Bemerkung: Graf Kuno hat seinen Kindern den Namen

Cedernstein beigelegt. Kurt ist auf der Heimreise aus dem gelobten Lande gestorben und erst seine Urenkel fanden wieder den Weg nach Kesselsheim. Sein Geschlecht ist verarmt und hat nach und nach den verlornen Gütern auch den Adelstitel nachgeworfen."

Er studirte in den aufgestapelten Büchern immer weiter, jede neue Schrift bestätigte seine Ansicht, aber von den Nachfolgern des Wyrich und der Agnes fand er nichts, bis er plötzlich auf einen zusammengerollten Pergamentbrief stieß, welcher die Unterschrift eines Cedernstein trug. Dieser enthielt den Auftrag, dem armen Feilenhauer ein gewisses Büchlein zu entwenden, in welchem sich für die Cedernstein unangenehme Nachrichten befänden. Am Fuße des Pergamentes stand von einer andern Hand geschrieben: „Das Buch liegt bei; es war nicht leicht zu bekommen und ich rechne deßhalb auf eine gute Belohnung."

Die Vermuthung lag nun nahe, daß sich das Büchlein, wenn es nicht vernichtet worden sei, im Archiv finden werde. Richtig, es steckte in dem zweiten Kasten und er erhielt für eine Reihe von Jahren vollkommenen Aufschluß über die Feilenhauer. Es war in der Art eines Tagebuches geführt und Kurt, Wyrichs Sohn, hatte in demselben seine sämmtlichen Fahrten im Oriente aufgeschrieben, auch nicht vergessen zu erwähnen, daß er sich in Jerusalem mit Judith Morten, der Tochter eines tapfern deutschen Ritters vermählt habe, die ihm drei Söhne geboren, deren Namen verzeichnet standen. Er schilderte die Geschichte seiner Gefangenschaft und der Wiedervereinigung mit seiner Familie, sowie seiner Heimreise.

Plötzlich kam eine andere Handschrift, welche also begann: „Judith Morten, die Gemahlin des erschlagenen Kurt von Feilenhauer, schreibt hier die Geschichte ihrer Familie weiter. Es ist kein Zweifel, daß die vermummten Mörder meines Gatten Abgesandte Kuno's waren und ich gedenke, es ihnen zu beweisen, wenn ich nach Kesselsheim komme. Meine Söhne haben ihm blutige Rache geschworen. Noch sind sie jung und nicht stark genug, das Schwert zu führen, aber es wird eine Zeit kommen, wo sie den Harnisch tragen können; dann wehe dir, Kuno! — — — — —

„Ach, wie arm ist eine hülflose Wittwe! Zehn Jahre sind vergangen und ich irre mit meinem Kinde unstät in der Welt umher. Nur der eine Sohn lebt mir noch, die beiden andern sind von den Sendboten des greulichen Schwagers gefallen und auch den dritten hätte ihr Schwert getroffen, hätte ich sein Leben nicht auf fremder Erde in Sicherheit gebracht. Wann wird endlich die Stunde der Wiedervergeltung schlagen?" —

— — — — — — — — —

„Mein Sohn, ich muß in der Fremde sterben und dich als Bettler zurücklassen. Wenn du meine Leiche zur Erde bestattet hast, dann reise nach Kesselsheim und nimm Besitz von deinen Gütern. Du brauchst jetzt für dein Leben nicht mehr zu fürchten, denn jener grausame Kuno soll gestorben sein." —

Jetzt kam wieder eine andere Handschrift:

„Ich bin deinem Befehle nachgekommen, Mutter, und stehe jetzt auf den Ruinen des väterlichen Schlosses. Nur die Gewölbe sind übrig geblieben und einige Mauerstücke ragen noch in die Luft. Ich werde sie

niederreißen und den Raum mit Grund anfüllen. An die Wiedererlangung der Güter ist nicht zu denken, denn überall wüthet der Krieg und jedes Ohr ist der Klage der Mißhandelten verschlossen.

— — — — — — — — —

Auf den Trümmern meiner väterlichen Burg, dicht unter der Linde mit dem Muttergottesbilde habe ich meine Hütte errichtet, darin will ich wohnen und von dem Ertrage meines Fleißes mein Leben fristen. —

— — — — — — — — —

Heute habe ich ein braves Weib in meine Hütte geführt. Wir sind zufrieden. Wenn es uns schlecht geht, werden wir unter der Linde beten und getröstet werden. Alle stolzen Gedanken sind begraben. Die Linde, welche früher den Schloßhof und jetzt die Hütte beschattet, ist unser Wald, das umliegende Feld unsere Herrschaft. Wir werden das Wenige zusammenhalten und sorgen, daß es von Kind auf Kindeskind vererbt wird. Vielleicht kommt einmal eine Zeit, wo wir unsere Ansprüche mit größerm Nachdrucke erheben können, bis dahin ruhig!" — — — — — — — —

Noch eine Menge Nachfolger hatten in das Buch geschrieben und jeder war sorgfältig darauf bedacht gewesen, den Stammbaum weiter zu führen. Selbst die Veränderungen und Reparaturen, welche im Laufe der Zeit mit der Hütte vorgenommen worden, waren nicht vergessen. Endlich brach es ganz ab. Seit zweihundert Jahren, also wohl seit der Zeit, wo es den Feilenhauer entwendet worden, waren keine Notizen mehr geführt.

Wolfgang starrte das Buch an, wie einen Geist, der ihm die Räthsel der Vergangenheit erschlossen.

„So wahr ein Gott im Himmel ist," rief er aus, „ich bin der Nachfolger jenes Wyrich, dessen Augen mich unablässig anschauen. Nur noch das Dunkel von zwei Jahrhunderten muß durchdrungen werden, dann kann ich diesem Wallram gegenübertreten und ihm sagen: „Ich bin der echte Sproß jenes alten Stammes, nicht du!"

Die beiden Schränke, welche er mit bebenden Händen weiter durchsuchte, enthielten nur noch Verzeichnisse über den Cedernstein'schen Besitz und sonstige Familiendocumente, aber über sein eigenes Geschlecht gaben sie keinen ferneren Aufschluß. So natürlich dies auch wahr, da es ja nicht in der Absicht der Cedernstein liegen konnte, die Feilenhauer auf die Nachwelt zu bringen, so konnte er sich doch noch nicht entschließen, den Kometen zu verlassen. Von Zimmer zu Zimmer ging er weiter, überall von Staub und Schweigen umgeben. Da gelangte er in ein Gemach, welches die deutlichsten Spuren enthielt, daß hier noch vor Kurzem ein Mensch gewaltet haben mußte. Auf dem Boden lagen Papierschnitzel, die Wände waren mit Scizzen und Zeichnungen bedeckt.

Er hob einen der Papierschnitzel, welcher, zu einer Kugel zusammengeballt, in der Ecke lag, auf und rollte ihn auseinander. Da kam etwas zum Vorscheine, was ihm einen lauten Ruf des Staunens entlockte. Es war zwar nur ein Name, aber dieser Name hieß Helferich. Er beschaute ihn wohl zwanzigmal. „Da ist kein Zweifel," sprach er zu sich selber, „das hat der alte Helferich, mein Freund und Wohlthäter, geschrieben aber um's Himmels Willen, wie ist der in den Kometen gekommen?"

Er hob noch mehrere Papierschnitzel auf und einige zeigten denselben Namen, aber nicht in jener Vollkommenheit, wie der erste. Da fiel ihm jener Kaufact ein, durch welchen Helferich dem Cedernstein seinen Buchenwald abtrat. Starr, wie eine Bildsäule blieb er stehen und sprach zu sich selber: „Nein, Wolfgang, das kann nicht sein! Pfui, daß du eines solchen Gedanken fähig bist!"

Lange stand er unbeweglich, dann steckte er die Papierschnitzel in die Tasche und bückte sich unter den Tisch, wo eine Anzahl von Lithographiersteinen auf einanderlagen. Einen nach dem andern hob er auf und betrachtete sie. Es fanden sich Figuren, Ziffern, Buchstaben und Zeichen auf denselben, aber er wußte nicht, was er daraus machen sollte. Die Steine wieder an ihren Ort bringend verließ er die Bibliothek und kehrte in sein Zimmer zurück, wo er so lange gedankenvoll sitzen blieb, bis er gerufen wurde.

Die Wirthin war eine von jenen Personen, welche eine starke Neigung zum Wunderbaren und Uebernatürlichen haben. Sie brachte deßhalb gleich wieder das Gespräch auf den spukenden Grafen. Wolfgang hörte sie geduldig an und lenkte die Unterhaltung unmerklich auf den jungen Menschen, welcher nach ihrer Aussage zuweilen im Kometen gewesen. „Wer war es denn?" fragte er.

„Ja, halt, das habe ich gewußt, aber wenn ich nur den Namen wiederfinde. Wie hieß er doch? Will — Will— Willibald Spalding. Sehen Sie, Herr Wolfgang, es war mir auffallend, wenn ich den jungen Menschen mit dem Grafen von Cedernstein" — —

„Der Graf von Cedernstein?" fragte Wolfgang.

„Freilich, ich habe ihn das letztemal genau erkannt, weil sie am hellen Tage herauskamen. Also das war mir auffallend und ich ging ihnen nach. Wohin glauben Sie nun, daß sie gingen, oder vielmehr der Junge, denn der Graf nahm einen andern Weg.“

„Nun wohin?“

„Zu dem lahmen Fiedler, dem Maler. Ich wollte etwas von seiner Haushälterin erfahren, aber das grobe Frauenzimmer schlug mir die Thüre vor der Nase zu. Den Namen des Jungen erfuhr ich doch; aber es lohnte sich nicht der Mühe. Der Willibald lernte bei ihm das Malen und da wird ihm der Graf die Erlaubniß gegeben haben, die alten Bilder im Kometen abzuconterfeien.“

„So wird es wohl gewesen sein,“ antwortete Wolfgang so gleichgültig als möglich, aber er konnte die wenigen Worte kaum ohne Zittern vorbringen. Gleich nach Tische suchte er die Wohnung des Malers Fiedler auf und fand sie ohne Mühe.

Als Magdalena die Thüre öffnete, fragte er, ob Willibald Spalding zu Hause sei.

„O, der ist gar nicht mehr hier!“ antwortete sie.

„Nicht mehr hier? Wo ist er denn?“

„Ja, da müssen Sie den Herrn fragen, der ihn fortgebracht hat; von uns weiß es Niemand.“

„Wer war dieser Herr?“

„Das wissen wir auch nicht!“

„Das ist mir unangenehm! Ich möchte doch den Herrn Fiedler in dieser Angelegenheit sprechen.“

Fiedler, dem stets das Herz aufging, wenn nur Willibald's Name ausgesprochen wurde, ließ ihn in seine Stube treten und sagte ihm dasselbe, was er be-

reits von Magdalena gehört hatte; aber er fügte noch etwas Wichtiges hinzu. „Mein Herr," sagte er, „ich habe meine Gründe zu vermuthen, daß Sie von einem gewissen Manne abgeschickt sind, um meine Treue und Verschwiegenheit auf die Probe zu stellen. Sie können sich das sparen. Sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich viel darum gäbe, den Jungen wieder zurückzuhaben; seit er fort ist, fühle ich mich so einsam, daß ich lieber sterben als leben möchte."

Wolfgang horchte auf und sprach: „Ich komme allerdings von dem vermutheten Manne" — und er fügte eine genaue Beschreibung des Grafen bei — „aber nicht aus dem von ihnen vermutheten Grunde. Wenn ich vorsichtig war, so liegt das in der Natur der Sache. Der Graf" — — —

„Graf?" unterbrach ihn Fiedler.

„Nun ja, der Graf glaubt, daß er gewisse Papiere zurückgelassen hat, und diese sollen Sie mir übergeben."

„Als er die Bilder holen ließ," antwortete der Maler, „sind auch alle seine Scizzen mitgenommen worden und es ist nichts zurückgeblieben, als eine gefährliche Spielerei, die ich sorgfältig in dieses Couvert versiegelt habe, um sie dem Manne, den Sie einen Grafen nennen, einzuhändigen, sobald er sich hier wieder sehen läßt. Da nehmen Sie, mein Herr!"

Er steckte das Couvert zu sich und verließ das Haus. Draußen öffnete er es und fand ein täuschend nachgemachtes Bankbillet von hohem Betrage. Der Verfertiger mußte aber keine böse Absicht dabei verfolgt haben, denn in den vier Ecken befanden sich possirliche Fratzengesichter, welche sich einander Grimassen schnitten.

Er legte keinen besondern Werth auf die Spielerei, steckte sie aber doch in die Tasche und begab sich nun auf Entdeckungsreisen, um den jungen Maler aufzufinden, denn dieser mußte ihm Aufschluß über den Namen Helferich geben. Daß er ihn nicht fand, brauchen wir dem Leser nicht zu versichern, aber Wolfgang hatte keine Ahnung von seinem jetzigen Aufenthalte, er glaubte ihn noch immer in der Hauptstadt. Unaufhörlich wanderte er von einem Maler zum andern, nirgends aber empfing er Aufklärung.

Da entschloß er sich endlich mit schwerem Herzen, wieder nach Kesselsheim zurückzukehren und im Stillen seine Nachforschungen fortzusetzen. Der Zufall war ihm nun schon mehreremal günstig gewesen, er konnte es auch in der Folge noch einmal sein.

Den Zugang zum Kometen wollte er sich erhalten, deßhalb miethete er das Zimmer auf längere Zeit; aber er hielt es zur Wahrung seines Geheimnisses für nothwendig, das Loch in der Mauer wieder zu schließen, und da er keinen Maurer damit beauftragen durfte, so mußte er es selbst thun und zuletzt noch das frische Mauerstück mit Tapeten überkleistern. Das nahm ihm mehrere Nächte weg; endlich aber war er damit fertig, nahm Abschied von seiner Wirthin und reiste nach Hause.

Dort empfing ihn der Pfarrer mit der unangenehmen Nachricht, daß der Cedernsteiner während seiner Abwesenheit den Kaufpreis für den Buchenwald bezahlt und sich in Besitz desselben gesetzt habe, indem er mitten im Sommer begonnen, einige Stämme niederzuschlagen. Sofort ließ ihm Wolfgang Einhalt gebieten und nahm einen tüchtigen Advocaten an, welcher ihm voller Zu-

versicht verhieß, daß der Wald nicht für ihn verloren gehen könne.

Achtes Kapitel.

Die Fälschungen.

Wolfgang hatte anfangs die Absicht gehabt, Niemanden in die Geheimnisse der entdeckten Gewölbe einzuweihen, aber er hatte an seinem Stammbaum noch zwei Jahrhunderte aufzuklären und dazu bedurfte er der Beihülfe des Pfarrers. Eines Tages ging er zeitig zu ihm und machte ihm Mittheilung von den Entdeckungen. Der Pfarrer schüttelte ungläubig den Kopf und meinte, sein junger Freund habe sich durch das so wunderbarer Weise gefundene Muttergottesbild den Kopf verdrehen lassen. Wie staunte er aber, als er mit hinabstieg und mit eigenen Augen sah. „Mein Gott", sprach er, „wer hätte vermuthen sollen, daß hinter den alten Sagen der Kesselsheimer so viel Wahrheit steckte! Was Jahrhunderte lang geschlafen, erwacht nun plötzlich, um Zeugniß gegen begangene Ungerechtigkeiten abzulegen. Am Ende, mein Freund," fuhr er lächelnd fort, „sind Sie gar ein Nachkomme dieser alten Feilenhauer, die ja auch unser Gotteshaus gegründet haben."

Der Jüngling deutete mit dem Finger auf den Steinsarg und sprach: „Ich habe Grund genug, zu glauben, daß dieser Wyrich mit dem zerschlagenen Schädel mein Ahnherr gewesen. Da oben im Lichten werde ich Ihnen Aufschlüsse geben und Sie werden das Dunkel, welches noch über der Vergangenheit schwebt, aufhellen helfen.

Sie sagen, daß die Feilenhauer die Kirche gegründet haben; die meisten von ihnen werden dann auch wohl hier geboren und begraben sein, und das wird sich doch in den Kirchenbüchern verzeichnet finden."

Der Pfarrer schaute ihn noch verwunderter an, aber er schwieg und nahm ihn mit sich in das Pfarrhaus. „Mein Freund," sprach er, „die alten Kirchenarchive werden in der Sakristei aufbewahrt, aber so lange ich im Amte bin, habe ich nur ein einzigesmal hineingeschaut. Wir wollen es nun zusammenthun, und dann auch zusammen sehen, wie die Illusionen verschwinden."

Er nahm einen sonderbar geformten Schlüssel und ging mit ihm in die Kirche. In einer Ecke der Sakristei stand ein uralter Kasten aus schwerem Eichenholze, dessen großes schweres Hängeschloß sich nur mit Mühe öffnen ließ. Der Kasten war mit Papieren bis an die Decke gefüllt. Der Pfarrer nahm sie alle heraus und breitete sie auf einem großen Tische aus. Sie mußten in frühern Zeiten einmal von einer sorgfältigen Hand geordnet worden sein, denn jedes einzelne Papier oder Pergament war mit einer Kordel umwunden und trug auswärts sein Datum mit der kurzen Inhaltsanzeige. So wurden die Urkunden ziemlich rasch gefunden. Es war fast keine dabei, in welchen die Feilenhauer nicht vorkamen, denn sie hatten nicht allein die Kirche gestiftet, sondern auch Jahr um Jahr zu ihrer Unterhaltung und Fundirung beigetragen.

Jetzt schlug der Pfarrer die Tauf- und Sterbregister auf; sie stimmten genau mit den beiden Stammbäumen überein und die zeitigen Pfarrer hatten sogar hier und dort Randbemerkungen über wichtige Familienereignisse

gemacht. So war z. B. genau angeführt, welcher aus dem Stamme aufgehört habe, den Adelstitel zu führen. Die Kirchenbücher lieferten die exacte und unzweifelhafte Fortsetzung jenes Buches, welches Wolfgang in dem Glaskasten des Kometen gefunden.

Endlich waren sie bis zu dem laufenden Jahrhunderte gekommen und nun mußten sie in die Pfarrwohnung hinübergehen, um die neuen Tauf- und Sterbregister einzusehen, und da kamen sie herab bis auf den gegenwärtigen Wolfgang Feilenhauer, der zuletzt mit pochendem Herzen über den Kirchbüchern lag.

„Es unterliegt keinem Zweifel mehr," sagte der Pfarrer, „daß Sie der directe Nachkomme des Wyrich und der Agnes sind, aber was nutzt es Ihnen? Die Güter werden Sie niemals wiedererlangen. Wenn Sie auch nur durch Raub und Mord an die Cedernstein übergehen konnten, so hat doch die Zeit diesen Besitz geheiligt und Sie werden keinen Rechtsgelehrten finden, welcher Ihnen zur Wiedererlangung derselben behülflich sein kann."

„Diese Absicht liegt mir auch fern," antwortete Wolfgang, „aber ich will dennoch Nutzen daraus ziehen. Wenn der Graf meine Abkunft sieht, wird er billig sein und mir von allem, was mir von Rechtswegen gebührt, wenigstens den Buchenwald lassen." Der Pfarrer schüttelte den Kopf; er war des Glaubens, Wallram werde schon um deßwillen nichts herausgeben, weil er durch Abtretung eines Theiles gewissermassen ein Recht auf das Ganze einräume.

Wolfgang aber verzagte so leicht nicht; noch an demselben Tage begab er sich in das Schloß und verlangte den Grafen zu sprechen.

Wallram kam in der heitersten Laune und fragte, ob er sich noch nicht von der Nutzlosigkeit seines Eigensinnes überzeugt habe; zugleich bot er ihm eine ungeheure Summe an, um dem Prozesse aus dem Wege zu gehen, der doch immer Verdruß und Aufregung bringe.

„Herr Graf," entgegnete Wolfgang mit entschiedener Festigkeit, „ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich den Wald nicht für Ihre Grafschaft hingebe, weil sich ein heiliges Versprechen daran knüpft. Seit jener Zeit ist mein Entschluß, alles daran zu setzen, noch fester geworden. Sie haben zwar einen Kaufvertrag in Händen, aber die Gemeinde ist nicht im Stande, Ihnen das Object zu überliefern, weil sie niemals im Besitze gewesen und der Erblasser auch das Grundstück nicht an die Gemeinde übertragen hat."

„Deßhalb habe ich selbst Besitz genommen," erwiederte der Graf, „und ich werde Sorge tragen, daß ich in demselben nicht gestört werde."

„Und was würden Sie thun, wenn ich den Beweis beibrächte, daß Helferich die Unterschrift nicht gemacht hat, daß jener Kaufact ein betrügerisches Papier ist, eine strafbare Fälschung?"

„Dieser Beweis wird Dir niemals gelingen," sagte der Graf lachend. „Wer etwas vom Schreibwerke versteht, muß gleich sagen, daß die Unterschrift echt ist, und Du selbst hast es früher eingestanden."

„Ich habe mich von der Aehnlichkeit täuschen lassen," sprach Wolfgang; „aber es giebt Leute, die eine Handschrift so genau nachmachen, daß auch der beste Kenner sich auf das Eis führen läßt."

„Einen solchen möchte ich sehen. Kennst Du einen solchen Künstler?“

„Ja, Herr Graf, ich kenne einen. Er ist zwar noch ein junger Mensch, sucht aber in diesem Stücke seinen Meister. Ich würde ihn mit auf Cedernstein gebracht und Ihnen vorgestellt haben, wenn er nicht plötzlich verschwunden wäre.“

Der Graf wurde ein wenig betroffen, erlangte aber bald seinen Gleichmuth wieder und fragte: „Wer könnte das sein?“

„Ich mache kein Geheimniß daraus. Es ist der junge Willibald Spalding.“

Mit der Standhaftigkeit und dem Gleichmuthe des Grafen war es jetzt zu Ende. Wie aus einer Bombe geschossen, schnellte er empor, starrte den furchtbaren Menschen an und stotterte: „Willibald Spalding? Ich kenne ihn nicht.“

„Das wird von anderer Seite doch behauptet,“ sprach Wolfgang; „der Mensch soll eine außerordentliche Fertigkeit haben, solche Namen nachzumachen. Sehen Sie, ich habe da noch einige Papierschnitzel bei mir, welche den Beweis für seine beispiellose Geschicklichkeit liefern. Er muß sich auf den Namen Helferich recht verbissen haben. Hier steht er mehreremale. Schauen Sie!“

Cedernstein hatte kaum einen Blick auf die Papierschnitzel gethan, als ihm der kalte Schweiß ausbrach und alle Farbe aus seinem Gesichte wich. Mit zitternden Lippen rief er aus: „Der Schuft, ich — ich — der Schuft hat das auf seine eigene Faust gethan. Ich wüßte nicht, was es mich anginge. Her mit der Papierschnitzelei; ich will sie in's Feuer werfen.“

„Gemach, Herr Graf, diese Zeugen bleiben bei mir!"

„Aber wie kommst du daran? Du hast es gestohlen oder der verfluchte Junge hat es dir verkauft. Wie kommst du daran?"

„Geradeso, wie ich an den Grafentitel komme und von Rechtswegen der Eigenthümer aller Ihrer Stammgüter bin!"

Diese Bemerkung gab dem Grafen das Leben wieder. „Ei", höhnte er, „wenn sich die Sache so verhält, so sehe ich nicht ein, warum Du mich nicht von Cedernstein vertreibst? Höre, Wolfgang, ich muß glauben, daß es Dir im Kopfe spukt. Uebrigens ist diese Behauptung allzulächerlich, um sich bei derselben aufzuhalten."

„Die Lächerlichkeit würde sich in bittern Ernst verwandeln, wenn ich mit meinen Beweisen herausrückte; ich will sie einstweilen noch in der Tasche behalten, aber ich versichere Ihnen, daß es so ist, wie ich sage. Ihre Vorfahren haben meinen Stammvater ermordet und sich unrechtmäßiger Weise seine Güter angeeignet. Ich fordere sie nicht zurück, weil sie im Laufe der Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn übergegangen sind und die Nachkommen nicht für die Thaten ihrer Vorfahren haften können. Dafür aber verlange ich von Ihnen, daß Sie meinen Buchenwald nicht antasten, sondern mir vor Notar und Zeugen feierlich bescheinigen, daß Sie keinen Theil an demselben haben."

„Das hieße mit andern Worten, ich soll eingestehen, daß jener Kaufbrief gefälscht ist. Nimmermehr, Wolfgang! Mag über mich kommen, was will, ich werde niemals eine solche Erklärung geben. Die Ehre und

Redlichkeit der Cedernstein ist über allen Zweifel erhaben und soll es bleiben."

„Wenn das Ihre letzte Erklärung ist," sprach Wolfgang, „so habe ich hier nichts mehr zu thun, sondern muß gehen, um meine Ansprüche zu sichern."

Der Graf wollte ihn noch zurückhalten und ihm gütlich zureden, aber er ging von dannen. Er war jetzt fest überzeugt, daß Wallram nicht durch Zufall oder auf rechtlichem Wege an jene Unterschrift gekommen war, sondern daß er sie absichtlich von jenem Willibald Spalding hatte anfertigen lassen.

Am folgenden Tag geschah etwas, was Niemand für möglich gehalten hätte: Wallram von Cedernstein begab sich in Wolfgangs ärmliche Hütte. „Laß mir die Papierschnitzel", sprach er. „Obschon ich nichts mit denselben zu thun habe, so möchte ich doch nicht gerne in ein unangenehmes Gerede kommen. Es ist ja leider einmal so, daß man den Redlichsten gerne eine Nichtswürdigkeit andeutet."

„Die Schnitzel erhalten Sie nicht," entgegnete Wolfgang; „es giebt keinen besseren Zeugen in der Welt als diese einfachen Papierreste. Man wird den saubern Willibald Spalding hinter Schloß und Riegel setzen, bis er bekennt, von wem er den Auftrag erhalten hat."

Wallram athmete wieder auf, denn Wolfgang wußte offenbar nicht, daß er mit seiner Mutter nach Amerika gegangen war. „Ich hätte eine ordentliche Summe dafür gegeben", sprach er, „aber ich sehe, daß ich es mit einem Menschen zu thun habe, der den Streit dem Frieden vorzieht; so mag denn das Gericht entscheiden; ich kann mich nicht noch nachgiebiger zeigen."

Der Graf verließ die Hütte in aufgeregtem Zustande. Wenn er sich auch freute, daß Wolfgang den Aufenthalt Willibald's nicht kannte, so fühlte er sich doch nicht wohl bei der ganzen Angelegenheit. Es drückte eine schwere Schuld auf ihn, und wie viele Möglichkeiten gab es nicht, welche diese Schuld offenbar machen konnten! Es gab freilich einen Weg sich alle Unannehmlichkeiten vom Halse zu schaffen; er brauchte nur Wolfgang zu sagen: „Der Buchenwald ist Dein, ich verzichte auf alle Ansprüche!" Aber das erlaubte auf der einen Seite sein gräflicher Stolz nicht und auf der andern war ihm der Wald niemals begehrenswerther erschienen, als jetzt. Er hielt es geradezu für unmöglich, sich von demselben zu trennen.

„Ich habe Alles, was mein Herz begehrt," sprach er zu sich selbst; „die Schulden, welche mich niederdrückten, sind gedeckt, mein Gütercomplex hat sich so sehr erweitert, daß kaum einer von den kleinern Souverainen sich mit mir auf gleiche Stufe stellen kann, und nun soll ich dem Waldzipfel entsagen, nach welchem ich seit einer langen Reihe von Jahren gelechzt habe? Ich kann es nicht über mich gewinnen. Es ist rein unmöglich. Warum nimmt Feilenhauer nicht eine fürstliche Entschädigung? Wie der alte Helferich will er mich in seinen Netzen zappeln sehen, um sich an meinem Verdrusse zu weiden; aber er wird sein Ziel nicht erreichen. Die Papierschnitzel nutzen ihm nichts, denn Willibald ist weit entfernt und er kann mir nicht nachweisen, daß der Junge in meinem Auftrage gearbeitet hat. Mag kommen, was will, ich biete allem Pack die Stirne!"

Wolfgang, welcher in den Familienpapieren gefunden, daß auch jener Buchenwald einst zu den Feilenhauer'schen Gütern gehört hatte, hielt es für vortheilhaft, seinen Titel aus dem Staube der Vergangenheit aufzugraben. Wenn es ihm auch nicht zu den Gütern verhalf, so mußte doch Cedernstein's Verfahren den Richtern wie ein fortgesetzter Raub erscheinen und das konnte den Gerichtshof nur günstig für ihn stimmen. Während er dem Landesfürsten seinen Stammbaum einreichte, dem er eine ausführliche Denkschrift und ein großes historisches Material beilegte, machte er sich zugleich an die Arbeit, die Fundamente des ehemaligen Schlosses bloszulegen. Da er den genauen Plan vor sich hatte und also auf der Oberfläche eine richtige Abmessung vornehmen konnte, so brauchte er nicht erst im Dunkeln zu tappen. Wo die Arbeiter den Spaten einsetzten, da trafen sie gleich auf die Grenzmauer und konnten bis zum Fundamente hinabgehen.

Sobald die Mauern sichtbar wurden, strömte ganz Kesselsheim herbei, um die vergrabene Burg zu sehen. Er wehrte den Leuten nicht, denn wie seine Angelegenheiten standen, konnte es nicht schaden, wenn sie sich mit eigenen Augen überzeugten, daß hinter der alten Sage ernste Wahrheit steckte. Mit jeder Woche wurde ein neues Stück Mauer blos gelegt und ehe zwei Monate vergangen waren, stand der ganze Unterbau herausgeschält vor den gaffenden Neugierigen.

Niemand nahm mehr Antheil an diesen Ausgrabungen, als Wallram von Cedernstein, denn auch in seiner Familie ging eine Sage und sie lautete also: „Wenn die Zeit gekommen ist, wird die versunkene Burg der

Feilenhauer der Erde entsteigen und Zeugniß gegen die Cedernsteiner ablegen. Dann wird der Besitz wieder an seinen rechten Eigenthümer übergehen und die Nachkommen der Gewaltthäter werden schweres Leid zu tragen haben."

Wallram hatte dieser Prophezeihung niemals die geringste Bedeutung beigelegt. Obschon er nicht ohne Aberglauben war, so hielt er sich doch sicher, weil die Familie der Feilenhauer ja längst ausgestorben war. Daß Wolfgang ihr letzter Sproß sei, wäre ihm freilich im Traume nicht eingefallen. Das aber änderte sich jetzt mit einem Schlage. Alltäglich hörte er von den Schloßbewohnern, welche wunderbaren Dinge sich in Kesselsheim begeben und da erhielt die alte Sage für ihn zum erstenmale eine Bedeutung. Selbst hinzugehen und zu schauen, dazu war er viel zu stolz; er wollte sich nicht den Anschein geben, als empfinde er Furcht oder auch nur Mißbehagen. Sein Verwalter aber mußte alle Tage hin und ihm Nachricht bringen.

„Heute haben sie die vermauerten Thüren und Fenster geöffnet," sagte dieser eines Tages. „Ich wäre gerne hineingegangen, aber Wolfgang wies Jeden zurück und erklärte, daß der erste Schritt in jenes unbekannte Reich der Todten dem Grafen von Cedernstein gebühre und er gab mir den förmlichen Auftrag, Sie dazu einzuladen."

Wallram schüttelte heftig mit dem Kopfe. „Ich wüßte nicht, was ich in jenen alten Kellergewölben zu suchen hätte!" sprach er. „Ein Ritt in's Freie, das stärkt die Lungen und behagt mir besser." Er bestieg sein Roß und sprengte hinweg. Wie immer, so trieb es ihn auch heute in den Buchenwald hinaus. Er

hatte sich nach und nach so in den Gedanken an diesen köstlichen Besitz hineingelebt, daß er nicht schlafen konnte, wenn er nicht die mächtigen Stämme gesehen hatte.

Als er jetzt den Weg hinaufsprengte, leuchteten ihm die weißbemoosten Riesenstämme wie Geister aus der Vergangenheit entgegen; das Geflüster der Blätter, das Knarren der Aeste, Alles kam ihm so feierlich grabeshaft vor, daß ihn ordentlich ein Schauer erfaßte. Er mußte sich Gewalt anthun, um diesen Schauer zu unterdrücken und ungetrübten Auges in den Wald hinein zu schauen.

Mit einem Fluche über seine Schwäche sprang er aus dem Sattel, warf sich auf den Waldboden und lehnte seinen Rücken gegen einen der Stämme. Während er da saß, wuchs seine Unruhe, die Bäume schienen Leben zu bekommen, sich von ihren Standpunkten zu bewegen und ihm näher zu rücken, als ob sie ihn einschließen und erdrücken wollten.

„Diese verfluchte Hasenherzigkeit!“ schrie er. „Habe ich darum Jahrelang ein so gefährliches Ziel verfolgt, um wie ein Kind zu zittern und zu beben? Ich habe mein Gewissen nach langen Kämpfen beschwichtigt, mit Klugheit und Vorsicht jenen Buben tauglich zu meinem Zwecke gemacht, habe eine Sünde auf die andere gehäuft, bin ein Fälscher geworden, habe meine Ruhe und meine Seligkeit in die Schanze geschlagen — alles um diesen Wald, und jetzt fangen die Bäume an zu reden und rücken mir meine Verbrechen vor. Hu, — diese Verbrechen! An das eine schloß sich das andere und es sind ihrer eine Menge geworden. Herr Gott, wer sie von sich abthun könnte! O, es ließe sich

noch alles bessern, wenn dieser Wald nicht wäre; aber ich kann nicht von ihm lassen! Der Teufel hat ihn mir in's Herz gezaubert und meine Seele damit geangelt. O, wenn dieser Wald nicht wäre!"

Nach manchen Ausbrüchen des Aufruhres, welcher in seiner Seele tobte, erhob er sich, stieg zu Pferde und ritt langsam abwärts, ganz in Gedanken an Wolfgang vertieft. „Ich möchte diese Burgreste sehen," murmelte er. „Sollte wirklich alles so sein? Und gar dieser Wolfgang ein Sproß der Feilenhauer? Ah, es ist lächerlich, im Ernste daran zu denken, und doch packt es mich, doch zwingt es mich, hinzugehen und mit eigenen Augen zu sehen. Hm, ich müßte mich schämen, wenn ich's thäte. Aber warum schämen? Ist es nicht besser, ich sehe, damit diese unheimliche Furcht zur Ruhe kommt? Fort mit den tollen Hirngespinnsten. Auge in Auge mit der Gefahr; das stärkt den Geist und verhilft zum Siege!"

Dem Pferde die Sporen eindrückend flog er dahin; bald hatte er Kesselsheim und die ausgegrabenen Ruinen erreicht. Jetzt, nachdem der Schutt weggeräumt war, konnte man deutlich die ehemalige Einrichtung erkennen, und aus der Weitläufigkeit der Fundamente auf die Herrlichkeit des Baues schließen. Ausgegrabene Säulen Knäufe, Steinbilder und dergleichen Dinge bekundeten zur Genüge, daß man es hier nicht mit den Resten eines gewöhnlichen Burghauses zu thun hatte. Die Bewohner mußten über andere Geschlechter so hoch empor geragt haben, wie ihr Schloß über die einfachen Edelsitze mittelalterlicher Raubritter.

Die elende Hütte lag auf den mächtigen Trümmern

wie ein Spott auf die Neuzeit. Wolfgang trat gerade in diesem Augenblicke aus der Thüre. Als er des Grafen ansichtig wurde, schritt er auf denselben zu und sprach: „Ich hatte Sie einladen lassen, um mein unterirdisches Besitzthum in Augenschein zu nehmen. Es freut mich, daß Sie gekommen sind. Ihre Vorgänger haben die stolzen Hallen dieses Schlosses niedergeworfen, deßhalb ziemt es sich auch, daß ihr Enkel sie wieder dem Tageslichte übergeben hilft."

Wallram sprang vom Pferde, band es an den Eisenring einer ausgegrabenen Säule und gab zur Antwort: „Du sprichst in Räthseln, Wolfgang. Was hatten meine Vorfahren damit zu thun?"

„Sie sollen es erfahren, wenn Sie gesehen haben," sprach der Jüngling und schritt ihm voran in die aufgedeckten Pferdeställe, wo sich die Krippen in langen Reihen hinzogen. An den Wänden hing noch das sonderbar geformte Sattelzeug jener Zeit; sogar das Gerippe eines Gaules war noch zu sehen. Aus den Ställen ging er mit ihm in die Keller und erst zuletzt in den, jetzt von hellen Sonnenstrahlen beschienenen Banketsaal. Wallrams Erstaunen wuchs bei jedem Schritte. Als er die noch wohl erhaltenen Fenster mit ihren bemalten Scheiben, den Divisen und Sprüchen sah, da stand er sprachlos. Als aber Wolfgang auf den Steinsarg deutete, da war es ihm, als würde er mit den Haaren erfaßt und emporgetragen, und seine Kraft verließ ihn, denn er mußte unwillkürlich gedenken, daß so auch seine Herrlichkeit dahin welken und nicht einmal so viel übrig lassen werde.

Wolfgang schob ihm einen der alten Eichensessel zu,

zeigte mit dem Finger auf den erschlagenen Wyrich und erzählte dessen Geschichte mit all' den Einzelnheiten, wie er sie durch seine mühsamen Nachforschungen zusammengebracht hatte. „Sie sehen, Herr Graf, daß die zweite Linie der Feilenhauer durch Mord und Gewaltthätigkeit zu einem Besitze kam, für welchen sie keinen Erwerbstitel aufweisen konnte. Vielleicht empfanden die Nachfolger dieser Mörder einige Scham oder sie wollten den Thatbestand verdunkeln, denn sie nahmen später den Namen Cedernstein an und den haben sie behalten, bis auf die heutige Stunde. Sie, Herr Graf, sind also der directe Nachkomme des Mannes, der Hand an diesen ehrwürdigen Hirnschädel legte."

Wallram zuckte unwillkürlich zusammen. „Das sind Hypothesen!" wagte er nur zu sagen.

„Nein, Herr Graf, es sind keine Hypothesen. Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo ich Ihnen unwiderleglich beweisen werde, daß ich der Nachkomme Wyrich's von Feilenhauer und das Haupt des Stammes bin, und daß Sie nur ein Sprößling der Seitenlinie sind. Alle Güter, welche Sie jetzt in Ihrer Hand vereinigen, haben Sie nur durch den Mord Ihres blutigen Ahnherrn, aber vor Gott gehören sie mir."

Cedernstein machte einen Versuch zum Lachen, aber es gelang ihm schlecht; die alte Prophezeiung stand mit Flammenschrift vor seinem Geiste. „Das sind Hirngespinnste!" wiederholte er noch einmal, „aber wenn es wirklich so wäre, wenn du von jedem einzelnen Grundstücke darthun könntest, daß es deinem Ahnherrn gehörte, glaubst du, daß du nach so vielen Jahrhunderten Anspruch darauf machen könntest?"

„Ich glaube es," antwortete Wolfgang im Tone fester Ueberzeugung, „denn es ist mir gelungen, ein altes Actenstück aufzufinden, in welchem einer Ihrer Vorfahrer einem der meinigen bescheinigt, daß er die Güter nur als Lehen von ihm trägt. Damals war der gute Mann am Rande des Grabes und wollte sich nicht mit schwerer Schuld in die Grube legen, aber er genas wieder und da vergaß er die Lehnschaft."

„Ich wäre also dein Vasall?"

„Von Rechtswegen, aber fürchten Sie nichts, Herr Graf; ich gehe durchaus nicht mit dem Plane um, Ihnen zu nehmen, was Sie rechtlich ererbt glauben. Nur in dem Falle, daß Sie mich im Besitze meines Buchenwaldes stören, werde ich auch dieses alte Recht verfolgen."

Der Graf erblaßte. „Mögen die Todten auferstehn und gegen mich in die Schranken treten!" rief er, „den Wald kann ich nicht hergeben. Mein Sinnen und Trachten findet in demselben seinen Mittelpunkt."

„Thörichter Mann," entgegnete Wolfgang. „Sie haben sich jenes Document auf eine Weise verschafft, die Ihren Stand und Namen schändet und bestehen doch darauf, daß ich Ihnen öffentlich das Schandmal des Betruges und der Fälschung an die Stirne klebe. Welch' eine schreckliche Verblendung!"

„Diesem Sarge gegenüber wünschte ich Sie zu sehen, um Sie zur Gerechtigkeit zu führen; aber Sie bleiben halsstärrig, weil Sie sich einbilden, ohne den Wald nicht leben zu können."

„Zeigst Du nicht dieselbe Halsstärrigkeit?" hauchte Wallram.

„Nein, Herr Graf; ich gab einem Sterbenden das

Versprechen, seinen Wald nicht in fremde Hände kommen zu lassen, und darum bin ich gebunden; Sie aber brauchen blos von dem abzulassen, was Ihnen nicht gehört."

Der Graf erhob sich; ein Frösteln lief ihm durch die Glieder und nur mit Hülfe Wolfgang's konnte er sich auf sein Thier erheben. Gedankenschwer ritt er heim, den Sarg mit dem erschlagenen Ritter immer vor Augen habend.

Auf der Schwelle seines Schlosses kam ihm seine Gattin Isabella mit freudestrahlendem Gesichte entgegen. „Wallram," rief sie, „ich bringe Dir eine fröhliche Kunde."

„Was ist es?" fragte er mit verdrießlichem Gesichte.

„Wir sind plötzlich zu den reichsten Leuten des Reiches geworden. Die Herrschaft Bodenstein mit ihren unermeßlichen Wäldern, unerschöpflichen Bergwerken und großen Abgaben ist uns zugefallen. Der Bodensteiner, dem wir noch ein langes Leben zuerkannten, ist plötzlich gestorben."

„Er war der Letzte seines Stammes, wie ich es sein werde," antwortete er.

Die Nachricht machte keinen Eindruck auf ihn. Wäre sie gestern gekommen, so würde sein Entzücken grenzenlos gewesen sein; heute ließ sie ihn kalt und gleichgültig. Isabella erschrack. Sie begriff sein Benehmen nicht, weil sie wußte, daß er ebenso sehr nach dem Besitze geizte, wie er den Reichthum mit vollen Händen hinauswarf. Sein ganzes Bestreben ging dahin, viel zu haben, um einen desto größeren Glanz um sich zu verbreiten.

„Ja, seit ich den erschlagenen Ritter gesehen, ist mir das Blut in den Adern gefroren. Ich muß zu Bette." —

Am Nachmittage desselben Tages begab sich Wolfgang zur Stadt, um seinem Advokaten Geld zu bringen. Gleich beim ersten Scheine, den er auf den Tisch legte, schaute ihn der Rechtsgelehrte betroffen an und sprach: „Ich hoffe, daß Sie von diesen Scheinen nicht viele besitzen, sie sind falsch.“

„Falsch?“ fragte Wolfgang, „ich habe sie erst gestern von einem redlichen Manne eingenommen und es ist mir nicht in den Sinn gekommen, sie für falsch zu halten.“

„Dennoch sind sie es,“ entgegnete der Rechtsgelehrte. „Schauen Sie, hier fehlt ein Bindestrich, der sich in allen echten Scheinen dieser Art findet.“

Wolfgang besah sich die Banknoten ganz genau; je länger er das Auge darauf geheftet hielt, desto mehr stieg ihm das Blut aus dem Herzen nach den Schläfen, denn es war ein furchtbarer Verdacht bei ihm rege geworden. „Ich habe jetzt kein anderes Geld bei mir,“ sagte er; „Sie müssen sich gedulden bis in den nächsten Tagen.“

„Gut, aber nehmen Sie sich mit Banknoten in Acht; das ganze Land ist mit falschen Scheinen überschwemmt, mit inländischen und mit ausländischen, und die Behörde macht eifrig Jagd auf die Verbreiter! Wer sich damit betreffen läßt, kommt natürlich in den bösesten Verdacht.“

Er eilte fort; in einem stillen Kaffeehause ließ er sich in einer Ecke nieder. Außer ihm befanden sich nur noch zwei Personen im Zimmer, welche in ein eifriges Gespräch vertieft waren. Er hörte nicht darauf, weil er mit seinen eigenen Gedanken zu sehr beschäftigt war.

„Ah Sennisheim, Dein Verdacht geht doch wohl etwas zu weit. Cedernstein ist doch ein Ehrenmann.“

Dieser Name traf sein Ohr und nun wurde er auf einmal aufmerksam und horchte.

Sennisheim fuhr fort: „Ein Ehrenmann; ich will das Gegentheil nicht gerade gesagt haben, aber — —“

„Nun?“

„Erinnerst Du Dich noch jenes Spielabends, an dem er seine ganze Habe verlor und mir einen Bon ausstellte?“

„Ganz genau.“

„Nun, am folgenden Tage hatte er Geld die Hülle und Fülle und er löste meinen Bon theils mit solchen Scheinen ein. Sie fielen mir auf, weil sie so frisch aussahen, als wenn sie eben vom Drucke kämen. Damals blieb keiner in meiner Hand, weil ich Alles wieder verlor. Cedernstein ist jedenfalls der erste gewesen, welcher sie ausgab.“

„Muß er darum der Fälscher sein?“

„Gerade muß nicht, aber ich kann mir auf keine andere Weise erklären, wie er alle seine Schulden hat bezahlen und noch dazu neue Erwerbungen machen können. Ich weiß ganz genau, daß kaum noch eine Scholle sein wirkliches Eigenthum war.“

„Das sind keine Gründe für einen so furchtbaren Verdacht.“

„Nun, ich habe noch einen andern. Eines Tages sah ich, daß Cedernstein eine Frau und einen jungen Menschen zu Schiffe brachte; das fiel mir auf, ich schöpfte einen allgemeinen Verdacht und fragte den Kutscher, der ihn gefahren, nach den Leuten.“

„Das war die schwarze Sybille,“ sagte der Kutscher, knallte auf seine Rosse und fuhr hinweg. Von der schwarzen Sybille hatte ich früher schon gehört und

kannte den Garten, wo sie dem Volksglauben nach mit dem Teufel ihr Wesen trieb. Es ließ mir keine Ruh, ich mußte dahinter kommen. Das Gartenthürchen war geschlossen, ich konnte nicht hinein.

Der Nachbar sah über den Zaun und theilte mir mit, daß die schwarze Sybille nicht mehr da sei.

„Ich weiß es,“ gab ich zur Antwort, „aber ich muß durchaus hinein und etwas Vergessenes nachholen.“

Da reichte mir der Mann einen Schlüssel, den er in seinem Garten gefunden. Er paßte nicht zu dem Thürchen, aber ich hielt ihn an mir und kletterte mit Hülfe einer Leiter aus dem Nachbargarten über die Hecke. Ich fand ein kleines Haus, dessen Thüre allerdings verschlossen war, die ich aber mit einem kräftigen Drucke aus dem Schlosse sprengte. Im Innern standen alle Zimmer offen, nur eines war verschlossen und darauf paßte der Schlüssel. Der Raum war leer. Als ich über die Dielen schritt, gab eines der Bretter nach. Ohne daß ich eine Absicht dabei hatte, bückte ich mich nieder und fand, daß es angeschraubt, statt genagelt war. Das fiel mir natürlich auf und ich brachte es von der Stelle. Was glaubst Du nun, was ich da fand?“

„Nun?“

„Dieses Päckchen, mein Freund.“

Er legte ein kleines Päckchen auf den Tisch und breitete es auseinander. „Nicht wahr, mein Lieber, das sind doch auf's Haar dieselben falschen Noten, welche so massenhaft im Umlaufe sind?“

Der Andere neigte sich über die Noten und entgegnete: „Wahrhaftig, es sind dieselben; aber es beweist nichts gegen den Grafen.“

„Vielleicht doch," entgegnete Sennisheim, „jedenfalls habe ich die Absicht, ihm zu Leibe zu gehen und wenn er nicht sehr gut zahlt, den Preis einzustreichen, welcher auf den Fälscher gestellt ist. Dir habe ich meine Absicht offenbart, weil ich eines Zeugnisses bedarf. Du wirst mir wahr halten, daß Cedernstein die Noten schon an jenem Abende ausgab. Natürlich erhältst Du dafür einen Antheil."

Sennisheim und sein Freund erhoben sich und verließen das Kaffeehaus. Da nahm Wolfgang eine Banknote und jenes Papier aus der Tasche, welches er von dem lahmen Fiedler erhalten hatte, um beide miteinander zu vergleichen.

„Bei Gott," murmelte er nach einiger Zeit, „jener Willibald ist der Fälscher und der Graf hat sich seiner zu den verdammungswürdigen Zwecken bedient. Die arme Isabella, wie wird sie es tragen, wenn dieser Sennisheim kommt?"

Nun ging er mit sich zu Rathe, was zu thun sei. Cedernstein war sein Widersacher und er konnte nur gewinnen, wenn er der Sache ihren Lauf ließ; aber sein Herz blutete bei dem Gedanken, daß Isabella in eine so furchtbare Geschichte verwickelt werden sollte. „Ich muß ihn warnen," dachte er, „aber mache ich mich nicht selbst sträflich, wenn ich einen Verbrecher dem Arme der Gerechtigkeit entziehe?" Aus einem Zweifel in den andern gezogen, warf er sich endlich auf ein Pferd und sprengte in voller Carriere nach Kesselsheim und von dort nach Cedernstein.

Als er dort ankam, fand er die Gräfin Isabella in großer Aufregung. Mit Thränen in den Augen kam

sie ihm entgegen; er sah an ihrem ganzen Gebahren, daß sich etwas Wichtiges ereignet hatte. Mit Entsetzen ging ihm der Gedanke durch den Kopf: „Du kommst schon zu spät!“

„Frau Gräfin,“ sagte er, „ich muß sogleich den Herrn Grafen sprechen.“

„Das ist unmöglich,“ antwortete sie, „denn er ist plötzlich erkrankt und liegt in der wildesten Fieberphantasie. Zwei Aerzte, die beständig bei ihm bleiben, sind kaum im Stande, ihn niederzuhalten.“

„Zürnen Sie mir nicht, gnädige Frau,“ sprach Wolfgang, „daß ich zu so schlimmer Stunde komme. Wenn der Graf nicht im Stande ist, mich zu empfangen, so müssen Sie mich anhören, denn die Ehre und das Glück des Hauses Cedernstein steht auf dem Spiele.“

„Die Ehre?“ fragte sie heftig erschrocken, und lud ihn ein, in ihr Kabinet zu treten.

„Gnädige Frau,“ hub er an, „zu Einleitungen ist keine Zeit, ich komme deßhalb direct zur Sache. Cedernstein steht im gegründetsten Verdachte, falsche Banknoten haben anfertigen zu lassen. Daß er sie ausgegeben, ist bereits bewiesen.“

„Gerechter Gott!“ rief Isabella, „ist es dahin gekommen? O meine Ahnung, meine Ahnung!“

„Fassen Sie sich, gnädige Frau. Nehmen Sie alle Ihre Kaltblütigkeit zusammen, um einem gewissen Sennisheim entgegentreten zu können, der bald hier sein wird, um sein Stillschweigen theuer zu verkaufen.“

„Sennisheim? Weiß er davon?“

Wolfgang erzählte, was er in dem Kaffeehause gehört hatte.

„Mein Gott, rathen Sie, was soll ich thun!“ fragte Isabella.

„Vor allen Dingen die Zeugen des Verdachtes entfernen. Ihr Mann wird noch solche Scheine, vielleicht auch die Steine besitzen, von denen sie abgezogen sind. Das Alles muß vernichtet werden. Auf diese Weise wird Cedernstein vielleicht dem Arme der Gerechtigkeit entrinnen. Aber die Schuld muß auch gesühnt werden; alle Betrogenen müssen Ersatz haben. Versprechen Sie diesen zu leisten?“

„Ich verspreche es beim allwissenden Gotte und ich kann mein Versprechen halten, denn wir sind plötzlich sehr reich geworden.“

„Wo bewahrt Cedernstein auf, was er geheim halten will?“

Die Gräfin stutzte einen Augenblick, in ihrem Herzen regte sich der Verdacht, Wolfgang komme vielleicht aus bösen Gründen. Hatte er nicht Gründe genug, ihrem Manne gram zu sein? Aber sie machte sich von dem Gedanken los und schüttelte mit dem Haupte. Der junge Mann war eine so durchaus edle Natur, daß sie sich ihm ohne Bedenken anvertrauen konnte. „Wolfgang,“ sprach sie; „Sie verzeihen es meinem schwachen, von Furcht erfüllten Herzen, daß es einen Augenblick sogar gegen Sie einen Verdacht hegen konnte. Sie sind edelmüthig und werden meine Lage nicht verschlimmern, darum will ich Ihnen ohne Rücksicht sagen, was ich weiß. Mein Mann schloß sich oft und lange oben im Thurmgemache ein, dort werden sich wohl auch die verrätherischen Zeugen seiner Verbrechen finden. Ich eile den Schlüssel zu holen. Er trägt ihn um den Hals

S. 159.



Ausführ, Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, ein untergegangenes Grafengeschlecht.

und läßt ihn sonst nie von sich. Jetzt werde ich ihn nehmen können."

Sie griff nach einer Scheere und eilte hinweg. Bald kam sie mit einem Schlüssel zurück und sie stiegen beide die Thurmtreppe hinan. Ganz oben befand sich in der Mauer eine kleine eiserne Thüre, welche in den Schornstein zu führen schien. Sie war so enge, daß sie sich durchwinden mußten.

„Hier ist sein geheimes Kabinet, welches mein Fuß nie betreten durfte," flüsterte sie.

Rasch warf Wolfgang die Fensterläden auf. Da zeigte sich auf den ersten Blick, was sie suchten. Auf einem Tische lagen mehr als ein Dutzend Steine nebeneinander; alle trugen Zeichnungen von verschiedenartigen Banknoten.

Wolfgang ergriff einen schweren Hammer und begann die Steine zu zertrümmern. Das ging nur langsam von Statten und auf den Brocken blieben dennoch Theilchen der Zeichnung zurück. Da nahm er ein Schabeisen und kratzte alles Erhabene hinweg. In einer halben Stunde waren die letzten Spuren verschwunden.

„Aber wo bleiben wir nun mit den Steinen und den verschiedenen Werkzeugen? Sie könnten noch immer schlimmen Verdacht erregen."

Die Gräfin hatte die Geistesgegenwart verloren; sie wußte ihm nicht zu antworten. Wolfgang aber fand Rath. „In den Thurm kommt, so viel ich weiß, niemals die Dienerschaft, und die Treppe führt in den Schloßgraben. Ich werde alles hinabschaffen und versenken. Wenn ich die Nacht zu Hülfe nehme, bin ich bis zum Anbruche des Morgens fertig. Doch suchen wir erst, ob nicht fertige Scheine vorhanden sind."

Fertige Scheine fanden sich allerdings in ganzen Bündeln.

„Lassen wir sie rasch in Flammen aufgehen," sprach er, warf sie auf den Heerd und zündete sie an, daß sie hoch aufloderten.

„Nun ist auch eine Art von Original vorhanden," sprach er, zeigte ihr den Papierschnitzen, den er beim lahmen Fiedler gefunden, erzählte kurz seine Geschichte und warf ihn ebenfalls in's Feuer.

„Jetzt gehen Sie hinab, gnädige Frau, und denken Sie nach, wie Sie den Sennisheim empfangen wollen."

„Sennisheim ist unschädlich," sprach sie, „der Zufall hat mir eben heute eine Entdeckung in die Hand gegeben, die ihn stumm machen wird."

Sie ging hinab und war nicht zu früh gekommen; Sennisheim wartete bereits. Mit den ausgesuchten Manieren eines vollkommenen Edelmannes kam er ihr entgegen, und obgleich er böse Tücke im Herzen trug, so floß sein Mund doch von den süßesten Schmeicheleien über. Nachdem die Begrüßungsformeln und die Complimente abgethan waren, sagte er ihr, daß er gekommen sei, um den Grafen von Cedernstein in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen.

„Es thut mir leid, daß Sie sich vergebens bemüht haben," sprach die Gräfin; „mein Mann ist krank und kann Niemanden empfangen."

„Die Angelegenheit ist sehr dringend, gnädige Frau; sie erleidet keinen Aufschub."

„In diesem Falle würden Sie sich mir anvertrauen müssen, denn Cedernstein ist so krank, daß ich für sein Leben fürchte."

Sennisheim hatte das am allerwenigsten erwartet. Die Krankheit, besonders, wenn sie mit dem Tode endigte, konnte ihm den geträumten, ja sicher erwarteten Gewinnst entreißen. Schnell überlegte er, wie er noch vor dem Schiffbruche die Habe retten konnte und kam zu dem Entschlusse, die Gräfin zu ängstigen. Vielleicht ließ sie

sich noch eher einschüchtern als der Gatte. „Gnädige Frau," sprach er, „die Angelegenheit war eigentlich nicht für Ihre Ohren bestimmt, aber da auch für Sie die größte Gefahr im Verzuge ist, so will ich mich Ihnen entdecken. Werden wir hier von Niemanden belauscht?"

„Von Niemanden; Sie können frei sprechen."

Sennisheim drückte seine Stimme zu einem leisen Flüstern herab und theilte ihr in einer Weise, die für die Gräfin jeden Zweifel beseitigen sollte, mit, daß ihr Gemahl ein Fälscher in großartigem Maßstabe sei und daß es nur von ihm abhänge, in wie viel Stunden die Gerichte ihm über den Hals kommen würden."

Zu seiner Verwunderung blieb die Gräfin bei dieser furchtbaren Mittheilung ganz ruhig und beschränkte sich darauf, zu behaupten, ihr Mann treibe solche Künste nicht.

„Aber ich sagte Ihnen doch, daß ich die Beweise in Händen habe."

„Sie sagten das, aber es wird Ihnen Niemand glauben, was sie sagen. Hätten Sie wirklich solche Beweise, so wäre es Ihre Pflicht, die Gerichte einschreiten zu lassen, nicht mich zu warnen."

„Gnädige Frau," antwortete Sennisheim, „ein Mann von Adel hält schon des erhabenen Standes wegen seine Hand über die Glieder der Ritterschaft, denn die Schande, welche den Einen trifft, muß von Allen gemeinschaftlich getragen werden."

„Das ist in der That ein ehrenwerthes Gefühl, aber ich frage Sie, ob es der einzige Beweggrund ist, der Sie hertreibt?"

Sennisheim glaubte in diesen Worten eine Aufforderung zu erkennen, seine Bedingungen zu stellen und fuhr mit gleißender Freundlichkeit fort: „Wenn ich den Cedernstein vor Schande und Gefängniß bewahre, so treibt mich nur das Gefühl der Freundschaft und Standeszusammengehörigkeit, aber unglücklicher Weise

hat mir die Welt die Güter versagt, welche sonst den Adeligen schon bei der Geburt zufallen; ich bin deshalb gezwungen, jede Gelegenheit zu ergreifen, um mir selbst emporzuhelfen. Mit einer geringen Summe ist mir freilich nicht geholfen und Ihr Herr Gemahl würde mir auch sicherlich kein Almosen anbieten."

„Ich sehe," antwortete die Gräfin, „Sie wollen Ihre angebliche Wissenschaft so theuer als möglich verkaufen, aber Sie finden hier für dergleichen Schwindeleien keinen geeigneten Boden. Mein Mann hat sich mit solchen gefährlichen Dingen niemals befaßt. Bringen Sie nur immerhin die in Aussicht gestellten Gerichtsdiener hierher, sie werden nichts finden, was einen Schatten auf Cedernstein werfen kann. Wenn es darauf ankäme, vor die Gerichtsstühle zu gehen, so möchten gewisse Leute mehr Ursache haben, sich unsichtbar zu machen. Speziell auf Sie angewandt, Herr Graf, bin ich zufällig zur Kenntniß einer Geschichte gelangt, die mir selbst für den Fall, daß mein Gatte schuldig wäre, ihr Stillschweigen verbürgen würde."

Sennisheim erbleichte und fragte stotternd, was sie mit dieser geheimnißvollen Aeußerung sagen wolle.

Die Gräfin flüsterte ihm eine Antwort zu, die den letzten Rest von Selbstvertrauen in ihm ertödtete. „Gräfin," sprach er bebend, „Sie müssen mit den höllischen Mächten im Bunde stehen. Schweigen Sie die Geschichte todt! Vertrauen gegen Vertrauen. Aber ich habe diesmal keinen Schwindel getrieben; Cedernstein ist so wahr ein Fälscher, wie ich ein Mörder bin. Hier sind die Scheine, welche ich in seinem heimlichen Versteck aufgefunden habe. Machen Sie damit, was Sie wollen. Ich aber werde mich im Auslande vor Verfolgung und Strafe sichern. Wer weiß, es könnten auch noch andere Mitwissende da sein."

Er nahm Abschied, bestieg draußen sein Pferd und sprengte von dannen. Seit dem Tage wurde er in Europa nicht mehr gesehen. Die Fama aber erzählte, er sei in Austra-

lien wegen eines ehrlosen Verbrechens aufgeknüpft worden. —

Neuntes Kapitel.

Wiedererstattung.

Paula machte schon bald nach Abfahrt des Schiffes die niederschlagende Entdeckung, daß ihr Sohn nicht die geringste Schulbildung genossen hatte, daß er weder Geschriebenes, noch Gedrucktes lesen konnte. Sie begriff nicht, welche Beweggründe den Grafen vermocht hatten, ihrem Kinde zu versagen, was der Aermste den seinigen mit Anstrengung aller seiner Kräfte zu vermitteln sucht. Geiz war es nicht, das stand fest, denn es war ihm ja niemals eine Ausgabe zu groß gewesen, um ihre Wünsche zu befriedigen. Es hatte den Anschein, als sei er dabei mit Absichtlichkeit zu Werke gegangen, aber sie spürte vergebens den Motiven nach. Was hatte denn der reiche Mann davon, daß ihr armer Junge unwissend aufwuchs. Sie begriff es nicht, aber da war noch so Vieles, was sie nicht begriff. Wozu überhaupt all das Geheimnißvolle, in das er sich von der ersten bis zur letzten Stunde gehüllt hatte? Wozu die strenge Abgeschlossenheit, in welcher er sie gehalten und die andauernde Trennung von ihrem Sohn? Die Gründe, welche er früher angegeben, waren nicht stichhaltig. Vergebens rief sie sich alle einzelnen Umstände in's Gedächtniß, wog und ermaß hin und her; es blieb ihr sein ganzes Gebahren unerklärlich.

Tröstlich war es ihr allerdings, daß Willibald einen so klaren Verstand hatte und jedes Ding mit einer außerordentlichen Beharrlichkeit angriff. Sie wollte nun aber auch keinen Augenblick versäumen, mit seiner Bildung zu beginnen. Täglich beschäftigte sie sich einige Stunden, ihm das Lesen und Schreiben beizubringen. Ihre Methode

ließ Manches zu wünschen übrig, aber Willibald faßte mit seinem aufgeweckten Kopfe so rasch, daß er lesen konnte, ehe Neuyork in Sicht kam.

Anfangs war es ihm gar spaßhaft vorgekommen, daß diese farb- und formlosen Bilder einen Inhalt hatten, wie seine gemalten und daß er mit wenigen Strichen einen Gedanken ausdrücken konnte, zu dem er sonst ein großes Stück Papier oder Leinwand gebrauchte, aber es dauerte nicht lange, so wuchs seine Lust am Lernen in einem solchen Grade, daß ihm Paula nicht genug Stoff mehr bieten konnte.

Ihr erster Besuch in Neuyork galt dem Bankhause Meyer Brothers. Als sie die Schwelle des großen Gebäudes betrat, kam ihr ein Zweifel, ob der Mann, der so unverantwortlich an ihrem Kinde gehandelt, auch wirklich Vorsorge für ihre körperlichen Bedürfnisse getragen. In ängstlicher Erwartung durchschritt sie die große Zahlhalle und gelangte in das kleine Zimmer, wo der Chef des Hauses hinter dicken Folianten saß.

Als er die blaue Brille von der Nase nahm und sie prüfend anschaute, wurde es ihr noch ängstlicher, denn seine grauen, stechenden Augen hafteten auf ihr, als wenn er sie durchbohren wollte. Aber schon nach einer kurzen Prüfung streiften diese grauen Augen den Nebel ab, der sie gewöhnlich umflorte, sie fingen an zu glänzen. Er streckte ihr die Hand entgegen und sprach im freundlichsten und wohlwollendsten Tone: „Mißtreß Paula Spalding? So leben Sie wirklich noch und das Schreiben des Grafen von Cedernstein ist kein Humbug gewesen? Ich hatte Sie längst todt geglaubt und habe oft an Sie gedacht, wenn ich im Geiste die verflossenen Jahre durchflog.“

Paula sammelte ihre Erinnerungen und nun wurde es auch ihr klar im Geiste. Dieser Herr war mit Spalding eng befreundet gewesen und hatte manche Stunde in ihrem trauten Familienkreise zugebracht. Bei Spaldings Tode aber hatte er sich auf einer weiten Reise befunden.

„Ich kehre mit meinem Kinde aus Europa zurück, um in Newyork meinen dauernden Wohnsitz zu nehmen.“

„Und das ist der Willibald, der so oft auf meinem Schooße gesessen? Ja, ja, er ist es unverkennbar; meine ich doch den braven Spalding selbst vor mir zu sehen. Na, der Junge wird in die Fußtapfen seines Vaters getreten sein. Er zeigte ja damals schon die entschiedensten Anlagen. Nun, ich hoffe Sie und ihn oft in meinem Hause zu sehen. Ihre Freundin, Mary Summerville ist meine Frau geworden. Wie die sich freuen wird! Ich werde Sie gleich hinaufführen."

Paula überreichte ihm einen Brief, den er rasch mit den Augen überflog. „Sie haben da einen Credit wie eine Fürstin," sprach er lächelnd; „hätten aber auch ohne den Brief kommen können, denn Mißtreß Paula Spalding ist im Comptoir ebenso willkommen, wie in den Privaträumen."

Er erhob sich von seinem Pulte und führte sie die Treppe hinauf in die reichen Gemächer, wo sie von Mary Summerville mit ungeheuchelter Freundschaft empfangen wurde.

Diese Sorge war also von ihr genommen und es blieb nur noch die eine, dem Sohne eine angemessene Erziehung zu geben. Für eine öffentliche Schule war er zu alt und zu unwissend; auch sträubte sich Willibald dagegen, weil er dabei nicht zum Malen gekommen wäre. Man beschloß also, ihm tüchtige Lehrer zu halten, und die waren mit Hülfe des Herrn Meyer bald gefunden. Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß er riesige Fortschritte machte, das versteht sich bei seinen hervorragenden Anlagen und seinem seltenen Fleiße von selbst. In zwei Jahren wußte er mehr, als die jungen Leute seines Alters, welche alle Schulen durchgemacht hatten.

In dem Maaße, wie sich sein Wissen mehrte, wurden auch seine Bilder gehaltvoller und er glaubte nun bald mit seiner Arbeit öffentlich auftreten zu können. Dazu wurde ihm die Gelegenheit, als der Senat ein Concurrenzbild ausschrieb, an dem er sich betheiligte. Mit einer Begeisterung ohne Gleichen ging er an's Schaffen und sein Bild war lange vor der Zeit der Ablieferung fertig. Die Anzahl der eingegangenen Gemälde war

keine geringe, denn selbst europäische Künstler, gelockt von dem großen Preise, hatten sich daran betheiligt.

Die Gemälde wurden in einem großen Saale ausgestellt und dem Publikum zugänglich gemacht. Alle, welche kamen, verweilten am längsten vor Willibald's Bild und fanden es unübertrefflich. Endlich kam der Tag der Entscheidung und die Jury versammelte sich in dem Saale. Sie wanderte von Bild zu Bild und jeder schrieb sich seine Bemerkungen auf. Am Mittage wurde der Saal dem Publikum geöffnet; die Leute drängten sich hinein und füllten ihn ganz aus. Auf einer Tribüne saßen die Preisrichter und schauten in das Gewühl hinab. Da tönte die Schelle des Präsidenten und augenblicklich herrschte tiefe Stille.

Der Präsident erhob sich von seinem Sitze und las die Namen sämmtlicher Künstler ab, welche sich bei der Concurrenz betheiligt hatten, dann trug er in längerer Rede vor, nach welchen Gesichtspunkten die Jury bei der Beurtheilung verfahren.

„Nur ein Bild hat allen unsern Anforderungen entsprochen," sagte er, „und dieses rührt von der Hand eines noch jungen unbekannten Künstlers her, Willibald Spalding ist sein Name."

Willibald hatte sich ebenfalls in der Versammlung eingefunden; im entferntesten Winkel des Saales stand er mit klopfendem Herzen an eine Säule gelehnt und wartete des entscheidenden Augenblicks. Als jetzt sein Name genannt wurde, füllte sich seine Seele mit namenlosem Entzücken, aber er wäre nicht im Stande gewesen, einen Fuß oder einen Finger zu bewegen. „Wenn Herr Spalding im Saale ist," rief der Präsident mit erhobener Stimme, „so bitte ich ihn, vorzutreten, um den Preis in Empfang zu nehmen."

Alle Köpfe hoben sich und schauten nach den verschiedensten Richtungen, denn Niemand kannte den jungen Künstler. „Hier, hier!" rief jetzt eine Stentorstimme durch den Saal; „Spalding ist hier!"

Der das rief, war kein anderer, als der allgemein gekannte und geachtete Banquier Meyer, der sich mit seiner Frau durch die Menge drängte. Sie nahmen den Künstler in die Mitte und führten ihn auf die Tribüne. Das Volk machte ihnen eine breite Gasse.

Der Präsident hielt eine kleine Ansprache an ihn, hing ihm die goldene Ehrenkette um und händigte ihm den Preis ein. Die Leute schrieen: „Hurrah Spalding!“ und schwenkten ihre Hüte. Die anwesenden Künstler aber schlichen betrübt von dannen.

Draußen harrte Paula; sie hatte es nicht gewagt, mit einzutreten, aus Furcht, Willibald werde unterliegen. Als er ihr aber jetzt mit Freudengeschrei entgegeneilte, da öffnete sie weit ihre Arme und drückte ihn in unaussprechlicher Wonne an das Herz.

Meyer nahm sie in seinen offenen Wagen und fuhr langsam seiner Wohnung zu. Der klug berechnende Mann wollte, daß sie alle Welt sähe und er erreichte vollkommen seinen Zweck. Der Künstler, welchen der Senat auszeichnete und welcher mit Meyer Brothers in freundschaftlicher Beziehung stand, mußte ein ungewöhnlicher Mann sein. Sein Glück war so zu sagen mit einem Schlage gegründet; er kam plötzlich in die Mode und Jedermann wollte etwas von seiner Hand besitzen.

„So macht man Geschäfte,“ sagte Meyer lächelnd, „es gehört einmal dazu, aber wir brauchen uns der Reclame nicht zu schämen, denn wir liefern auch gute und solide Waare.“

Ein halbes Jahr später kam ein Engländer, der um jeden Preis von ihm portraitirt sein wollte. Willibald war bereits so sehr mit Aufträgen überschwemmt, daß er keinen neuen annehmen konnte; aber der Kopf des Mannes hatte etwas so Eigenthümliches, daß es ihn reizte, die Schwierigkeiten zu überwinden. Deßhalb griff er rasch zu Pinsel und Palette und setzte den Britten mit einer Wahrheit auf die Leinwand, daß dieser betroffen bekannte, er würde sich mit seinem Bilde verwechseln.

Der Britte zahlte in englischen Banknoten und eilte

mit seinem Schatze von dannen. Willibald raffte den papierenen Plunder zusammen und schüttete ihn der Mutter in den Schooß. Geld war ihm ein gleichgültiges Ding, er schaute es kaum an und glich also auch darin dem Vater. Es hatte nur in so fern einen Werth für ihn, als er es durch seinen Fleiß verdiente. Seine Mutter dachte in diesem Punkte zwar hausbackener, aber practischer und verständiger; Banknote bei Banknote nebeneinanderlegend zählte sie den Betrag und freute sich an jedem einzelnen Stücke, während Willibald vor ihr stand und sie lächelnd anschaute.

„Zu dem Papiergelde habe ich nie rechtes Vertrauen gehabt," sagte sie; „wir wollen's bei Mayer umsetzen. Es kann einem verbrennen und zerreißen und wer bürgt einem dafür, daß nicht falsche Stücke darunter sind?"

„Falsche? Giebt's auch falsche?" fragte Willibald und nahm eine von den Banknoten in die Hand. „Du mein Gott," rief er aus, „solche Dinge habe ich ja auch schon gemacht!"

„Du?" fragte die Mutter verwundert.

„Ja, gewiß und nicht allein solche, sondern auch andere, aber ich hätte damals nicht gedacht, daß man so ein Bildchen anstatt Geldes gebrauchen könnte. Aber das war wahrhaftig kein einträgliches Geschäft, denn ich arbeitete oft an einem Stücke mehrere Monate lang. Da bringt das Malen doch mehr ein."

Paula's Erstaunen wuchs und sie forderte ihren Sohn auf, ihr Alles genau zu erzählen.

„Ja, was ist da viel zu erzählen," antwortete er; „der Herr Graf führte mich zuweilen in ein altes, von Niemanden bewohntes Gebäude; dort gab er mir ein Zimmerchen und ich mußte in seiner Gegenwart allerlei Sachen zeichnen, an denen ich keine besondere Freude hatte, aber er sagte, es sei nothwendig und er wünsche es sehr. Im Anfange blieb er halbe Tage lang bei mir, später ließ er mich allein, schloß mich aber ein und holte mich dann später wieder ab. Ich weiß noch

recht gut, was ich zuerst machen mußte. Es war ein Name; halt, ich bringe es noch wohl zusammen: Richtig, richtig, „Helferich" hieß der Name. Damals wußte ich es nicht, weil ich nicht lesen konnte, aber ich habe ihn so oft nachmachen müssen, daß ich ihn noch jetzt vor den Augen sehe. Als ich es endlich ganz gut konnte, mußte ich denselben mit einer Feder auf ein Stück Papier schreiben; das nahm der Graf mit und schärfte mir ein, keinem Menschen davon zu reden. Das war überhaupt immer sein zweites Wort: „Nicht davon reden, es muß ein Geheimniß bleiben!" Später brachte er auch solch ein Papiergeld, welches ich für ein einfältiges Bildchen hielt. Ich mußte es genau nachmachen, aber das ging so schnell nicht; so obenhin brachte ich's wohl fertig, aber das genügte ihm nicht, die Copie sollte ganz genau mit dem Original übereinstimmen. Alle Tage begann ich von Neuem und zerknitterte vor Aerger das verdorbene Papier; endlich, endlich war er zufrieden. Er hatte eine Lupe mitgebracht, legte sich über das Blättchen, verglich die kleinsten Strichlein miteinander und sagte zuletzt: „Na, mein Junge, das ist gut geworden! Darf aber keiner wissen, auch der alte Fiedler und die Magdalena nicht; Niemand als du und ich, denn ich will der alleinige Besitzer dieser Bildchen bleiben. Nun aber mußt du mir's auch auf den Stein da zeichnen; aber ganz genau so, wie das Original, nicht ein Härchen darf fehlen. Und Willibald, nur nicht plaudern, sonst ziehe ich meine Hand zurück." Solcher Bildchen habe ich eine Menge gemacht und sie alle auf Stein gezeichnet."

„Was ist mit den Steinen geschehen?" fragte Paula.

„Das weiß ich nicht Mutter! Ich glaube, der Graf hat sie mitgenommen."

Die Mutter hatte die Erzählung ihres Sohnes mit steigender Angst angehört. „Mein Gott," sagte sie mit beklemmter Brust, „du hast einem Fälscher in die Hände gearbeitet. Der Graf hat deine Geschicklichkeit

benutzt, um sich einen unerlaubten Gewinn zu verschaffen. Nachdem er die Steine in seine Gewalt bekommen, konnte er so viel Abdrücke davon machen, wie er Lust hatte. Natürlich mußtest du schweigen, denn dein Plaudern würde ihm sofort den Richter auf den Hals gejagt haben. Solche Fälschungen werden mit schwerer Strafe belegt und wer es thut, verliert für immer seine Achtung und seine Ehre. Mein Gott, wenn es auskäme, daß du dabei geholfen! Ich trüge die Schande nicht! Wir wären für immer gebrandmarkt. Aber, wie ist es denn möglich, daß Du nicht eher hinter das Verbrechen kamst? Du hast doch hundertmal Banknoten in den Händen gehabt?"

„Bei Fiedler niemals," antwortete Willibald, und später habe ich die Lumpen nicht einmal angesehen. Du weißt ja, wie wenig ich mir aus dem Gelde mache. Uebrigens, Mutter, konnte ich ja damals nicht lesen und ich wäre nicht im Stande gewesen, zu sagen, was ich denn eigentlich für den Grafen machte."

„Gott, Gott," rief die Mutter, „jetzt fällt es mir wie Schuppen von den Augen, jetzt weiß ich, warum er Dich in solcher Unwissenheit aufwachsen ließ. Schrecklich, schrecklich!"

Willibald, der bisher so unschuldig und unerfahren in die Welt hinein gelebt hatte, gerieth denn doch auch in Schrecken, als er von den möglichen Folgen hörte, und er wäre eigentlich am liebsten sogleich nach Europa abgereist, um den Grafen zur Rede zu stellen; aber das ließ die Mutter nicht zu. In Deutschland hatte man die Betrügereien jetzt wahrscheinlich schon entdeckt, und dann wäre er recht mitten in die Gefahr hineingelaufen.

Sie dachte wohl daran, Freund Meyer in die Angelegenheit einzuweihen und ihn um Rath wegen ihres Verhaltens zu befragen; aber diesen Gedanken verwarf sie bald wieder. Noch standen sie in Meyer's Achtung und Liebe hoch; aber diese Gefühle mußten in das gerade Gegentheil umschlagen, wenn er hörte, daß Willibald ein so geschickter Fälscher war.

Das arme Weib wußte sich nicht zu rathen und zu helfen; überall, wohin sie blickte, sah sie Gefahren und für ihren Sohn Kerker und Ketten. Nach vielen schlaflosen Nächten kam sie endlich zu dem Entschlusse, zu schweigen und auch ihren Sohn dazu aufzufordern. Graf Cedernstein sollte jedoch erfahren, in welche schlimme Lage er sie gebracht hatte.

Eines Tages setzte sie sich hin und schrieb einen Brief:

„Herr Graf, von unserer glücklichen Ankunft und unserm Wohlergehen habe ich Ihnen bereits Meldung gemacht, auch nicht unterlassen, unsern tiefgefühlten Dank auszusprechen. Ja, Herr Graf, bis heute glaubte ich Ihnen Dank schuldig zu sein; aber ich bin jetzt zu der entgegengesetzten Einsicht gekommen. Als Sie mich damals aus den reißenden Fluthen des Stromes retteten, wurden Sie noch von dem edeln Gefühle der Menschenliebe getrieben, sobald Sie aber meine Geschichte gehört und meinen Willibald gesehen hatten, trat an die Stelle der edeln Regung der krassеste und herzloseste Eigennutzen. Schon damals zeichneten Sie sich Ihre Wege vor und trennten Mutter und Kind von einander, damit Ihre Pläne nicht gekreuzt würden. Jetzt weiß ich, warum ich meinen Sohn nicht sehen durfte, warum ich zehn Jahre lang so zu sagen lebendig begraben wurde und mit Niemanden Gemeinschaft pflegen durfte. Schrecklicher Gedanke! Sie leiteten mein Kind zum Verbrechen an, Sie hielten es in der größten Unwissenheit, damit es nicht zum Verräther wurde und Sie ließen es fast täglich sein Versprechen, stumm zu bleiben, wiederholen. Herr Graf, Sie haben an mir und Willibald schändlich gehandelt. Ich weiß jetzt, daß er in Ihrem Auftrage falsche Banknoten und Unterschriften anfertigte. Darum also mußten wir eine Stadt verlassen, in der wir möglicher Weise ausgeforscht wurden.

Haben Sie sich schon einmal Rechenschaft darüber gegeben, was es heißt, ein unschuldiges Kind auf eine so verbrecherische Weise zu mißbrauchen? Ich glaube

es kaum, denn Sie müßten sich in dem Augenblicke, wo Sie zum Bewußtsein Ihrer Verworfenheit kamen, selbst verachtet haben. Herr Graf, es läge in meiner Macht, Sie bis in den Staub zu erniedrigen, aber ich müßte dann auch den ehrenwerthen Namen „Spalding" an den Pranger stellen, darum schweige ich. Ich beschwöre Sie aber im Namen Gottes, von Ihrem Verbrechen abzulassen und den verursachten Schaden wieder gut zu machen. Wer weiß, durch welche Verkettung der Umstände alles an das Licht des Tages käme, wenn Sie nicht bald umkehren. Paula Spalding."

Als dieser Brief ankam, lag Cedernstein noch auf dem Krankenbette. Die wilden Fieberphantasien hatten allerdings nachgelassen, aber es war eine solche Abspannung des Körpers und des Geistes eingetreten, daß die Aerzte eine Reise in den Süden für dringend nothwendig hielten.

Isabella erbrach den Brief und schrack zusammen. Ein einziges Wort von den Spaldings war hinreichend, ihren Gatten ins Zuchthaus zu bringen, sie und ihre Familie auf immer der Schande und Verachtung preis zu geben.

Jetzt kam ihr der Rath der Aerzte wie ein Fingerzeig vom Himmel. Die Nachforschungen nach dem Fälscher hatten längst begonnen und nahmen immer größere Ausdehnung an. Von Sennisheim hatte sie nichts mehr zu fürchten und Wolfgang hatte Stillschweigen gelobt, aber wie leicht konnte nicht ein Zufall auf die richtige Spur lenken. Fort, so weit als möglich fort, das war ihr einziger Gedanke. Um sich auch der Spaldings zu versichern, schrieb sie an Paula, schilderte ihre Herzensangst, die Krankheit ihres Mannes und gab das heilige Versprechen, daß aller Schaden ersetzt werden sollte.

Wolfgang hatte ihr seit Wallrams Erkrankung treulich zur Seite gestanden und auf ihn vertraute sie mehr, als auf irgend einen Sterblichen. „Wir müssen fort," sagte sie eines Tages zu ihm. „Hier tödtet mich die Angst. Nehmen Sie die oberste Verwaltung der Güter

in die Hand und — entfernen Sie Alles, was noch irgendwie Verdacht erregen könnte.“

Wolfgang versprach es gerne und ließ sich noch am selben Tage den cedernstein'schen Beamten als Chef vorstellen. Isabella aber reiste mit dem kranken Gemahl leichtern Herzens nach Süd-Italien.

Am nämlichen Tage nahm Wolfgang den Schlüssel zum Kometen aus dem Thurmzimmer und begab sich nach der Stadt. Er brauchte sich jetzt nicht mehr einen Weg durch die Mauer zu bahnen, sondern durfte durch die Thüre hineingehen. Als er in den Büchersaal trat, fiel sein Blick auf das Bildniß Wyrich's, seines Ahnherrn, den er nun wie einen Angehörigen begrüßte.

Zunächst begab er sich in das kleine Zimmer, wo er sorgfältig auf jeden Papierschnitzel Jagd machte. Diese Jagd war nothwendig gewesen, denn es zeigte sich noch manches Verdächtige darunter, welches natürlich sogleich der Vernichtung anheim fiel. Auch die Steine unter dem Tische wären noch schlimme Zeugen geworden, deßhalb zertrümmerte er sie zu kleinen Brocken und vergrub dieselben in dem verwilderten Garten. Als dieses geschehen war, machte er sich über die Bücher her und rückte sie einzeln von ihren Stellen. Eines derselben fiel ihm wegen seiner Leichtigkeit auf. Als er es öffnete, fand er einen hohlen Kasten, in welchem eine Parthie falscher Banknoten eingeschlossen war, welche aber noch so sehr der Vollendung ermangelten, daß Cedernstein nicht gewagt hatte, sie auszugeben.

Die Durchsuchung des Kometen beschäftigte ihn einen ganzen Monat lang; dann aber konnte er die feste Ueberzeugung mit nach Kesselsheim nehmen, daß das alte Gebäude nicht zum Verräther würde. Nun mußte aber auch noch eine genaue Durchforschung in Cedernstein vorgenommen werden. Sie lieferte kein Resultat, denn der Graf hatte alle Steine und Banknoten im Thurmzimmer zusammengehabt.

Leichten Herzens wanderte er nach dieser langen

Arbeit hinauf in seinen Buchenwald und labte sich an den prächtigen Bäumen. Des alten Helferich's Geist und das freundliche Antlitz seiner Mutter schwebten ihm von jedem Aste entgegen, und es war ihm, als ob sie seine That billigten. Habe ich's denn wirklich recht gemacht?" fragte er. „Durfte ich den Verbrecher der wohlverdienten Strafe entziehen?"

„Gott hat ihn schon schwer gezüchtigt," hallte es in seinem Herzen; „und er wird seine Ruhe erst dann wieder erhalten, wenn die Folgen seiner Verbrechen verlöscht sind. Denke nach, wie das anzufangen!"

Er dachte lange darüber nach und wußte es nicht anzugreifen. Endlich kam ihm ein vortrefflicher Gedanke. Die gräflichen Kassen waren mit großen Geldsummen gefüllt und aus der neuererbten Herrschaft Bodenstein kamen ihrer täglich mehr. Ob sie ausreichten, den angestifteten Schaden wieder gut zu machen, das wußte er nicht, aber mit den vorhandenen Beständen konnte jedenfalls der Anfang gemacht werden und das sollte geschehen. Er sprang auf und eilte nach dem Schlosse zurück. Dort forderte er von dem Kassirer die sämmtlichen vorräthigen Gelder, ließ sie verpacken und auf einen Wagen laden, um sie nach der Residenz zu bringen. Der Kassirer schaute ihn mit großen, mißtrauischen Augen an; er mochte wohl fürchten, daß Wolfgang die Abwesenheit der Herrschaft benutzen wolle, um sich zu bereichern. Ihm entging das nicht: deßhalb gab er ihm den Auftrag, ein genaues Verzeichniß der abgelieferten Gelder anzufertigen und ihm zur Unterschrift und zum Quittiren vorzulegen. Diese Quittung wurde in die Kasse gelegt und diente zur Beruhigung des gewissenhaften Beamten, der übrigens schon durch Wolfgang's General-Vollmacht gedeckt war.

Um keinen Mitwisser zu haben, führte er den Wagen selbst und begab sich direct in das bischöfliche Palais, wo er eine Audienz begehrte. Der hohe Kirchenfürst empfing ihn freundlich und zuvorkommend und fragte

nach seinem Begehren. „Eminenz," antwortete Wolfgang, „ich bin gekommen, um bei Ihnen meine Beichte abzulegen. Weisen Sie mich nicht zu einem anderen Priester, denn die Angelegenheit, welche mich hierherführt, ist von einer so ungeheueren Wichtigkeit, daß ich mich nur Ew. Eminenz anvertrauen kann."

„Das Beichtgeheimniß," antwortete der Erzbischof, „ist heilig und es wird von dem geringsten Priester meiner Diözese eben so gut gewahrt, wie von mir selbst."

„Ich weiß es," sprach Wolfgang, „aber es ist mit meiner Beichte eine Wiedererstattung verbunden, die nur durch Ihre Hände geschehen kann. Ich bitte deshalb demüthig, mich nicht zurückzuweisen."

Der Erzbischof forderte ihn auf, ihm in den nahen Dom zu folgen. Dort fand die Beichte statt.

Unmittelbar, nachdem Wolfgang den Wagen abgeladen hatte, begab sich der Erzbischof an den königlichen Hof. Zwei Tage später erschien in sämmtlichen Blättern der Monarchie ein Verzeichniß der falschen Banknoten, welche im Umlauf waren. An dieses Verzeichniß schloß sich die Aufforderung, die zeitigen Besitzer sollten dieselben bei der nächsten Steuerkasse niederlegen, wo sie vollen Ersatz erhalten würden.

Die Publication dieser Aufforderung erregte überall ein unbeschreibliches Aufsehen; die Leute glaubten, die Regierung habe diese Maßregel nur getroffen, um den Verbreitern und dadurch dem Fälscher selbst auf die Spur zu kommen. In der ersten Zeit war das Mißtrauen so groß, daß sich Niemand meldete; als aber ein unschuldiges Mütterchen, welches sich den Glauben an die Regierung nicht rauben ließ, sein Geld bis auf den letzten Pfennig erhielt, ohne daß man nach dem Namen fragte, da folgten mehrere und zuletzt kamen auch die Vorsichtigsten.

Vergebens zerbrachen sich die Leute die Köpfe, wer denn wohl eigentlich der Thäter sein könne; man meinte, er müsse in den hohen Regierungskreisen zu suchen sein,

da einem gewöhnlichen Fälscher gegenüber solche Rücksichten sicher nicht beobachtet würden. An den Grafen von Cedernstein dachte Niemand.

Wolfgang fühlte sich außerordentlich glücklich, denn durch seine eifrigen Bemühungen war der Graf vor schwerer Strafe bewahrt worden und die Betrogenen hatten ihr Eigenthum zurückerlangt. Jetzt, nachdem Alles geordnet war, kam ihm auch noch ein anderer Vortheil zum Bewußtsein. Der Graf, von seiner Gemahlin unterrichtet, wie viel er für ihn gethan, mußte nothwendig ein Gefühl der Dankbarkeit für ihn empfinden und konnte ihm nicht länger den Besitz des Buchenwaldes streitig machen.

Wiederum waren Monate vergangen und der Herbst mit seinen Stürmen im Anzuge. Wolfgang hatte die Gewölbe sämmtlich öffnen und die schadhaften Stellen ausbessern lassen. Dabei hatte die Hütte stark gelitten und sie mußte am Ende ganz weggeräumt werden, um die Reparatur unter ihr zu vollenden. Nur mit schwerem Herzen ließ er es geschehen und bezog die Räume unter derselben.

Kaum hatte er sich dort wohnlich eingerichtet, als ein Schreiben aus der Residenz an ihn gelangte, welches mit dem großen Staatssiegel verschlossen war. Er konnte denken, was es enthielt, aber er fürchtete fast, es zu erbrechen. Lange hielt er es unschlüssig in der Hand, endlich erbrach er es doch. Es enthielt die Mittheilung, daß seine Eingabe einer genauen und sorgfältigen Prüfung unterworfen worden sei. Es stehe unzweifelhaft fest, daß er in gerader Linie von den alten Grafen von Feilenhauer abstamme und das Recht habe, deren Titel und Wappen zu führen, wozu ihn Seine Majestät der König hiermit ermächtige. Um die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verbinden, füge der König noch den Namen Kesselsheim hinzu und nenne ihn: „Wolfgang, Graf von Feilenhauer zu Kesselsheim.“ Wolfgang's Herz war von Dankbarkeit tief gerührt; wie wenig Eitelkeit er auch besaß, so freute es ihn doch un-

beschreiblich, daß das alte, so lange begrabene Geschlecht wieder zu Ehren kam.

Tief bewegt nahte er sich dem Sarge Wyrich's; die letzten Rosen, welche in seinem Gärtchen blühten, wand er ihm um den Schädel und deckte die Gebeine mit luftigen Blüthen. „Verzeihe deinem späten Enkel, daß er deine Ruhe störte und deinen Staub aufwirbelte,“ lispelte er. „Jahrhunderte ruhtest du hier im offenen Sarge, bald aber wird die Zeit kommen, wo der geweihte Acker deine Reste aufnimmt. Gedulde dich nur noch, bis Cedernstein mir den Wald zurückgegeben und ich der Mutter Geheimniß für alle Zeit geborgen weiß.“

Auf den Schutthügel hinaustretend, mußte er lächeln, denn mit einem einzigen Blick seines Auges überschaute er die ganze Grafschaft zwischen den Ufern des plaudernden Baches. „Armer Graf,“ sprach er zu sich selber, „wäre dein Herz nicht genügsam, heute würde es die Kahlheit seiner Würde empfinden und dem gesättigten Stolze würde die Gier nach einem größeren Gebiete folgen. Möge mich Gott vor einer solchen Verirrung beschützen!“

Am folgenden Tage kam abermals ein Schreiben, aber nicht aus der königlichen Hofburg, sondern aus dem fernen Süden. Gräfin Isabella schrieb: „Mein Freund, wie danke ich Ihnen, daß Sie die Gelder verwandten, um geschehenes Unrecht zu sühnen! Sie schrieben mir, Cedernstein stehe außerhalb alles Verdachtes, er könne heimkehren und sich von Neuem des Lebens freuen. Ach, mein Gott, an die Heimkehr ist vor der Hand nicht zu denken, denn Wallram hat sich die fixe Idee in den Kopf gesetzt, Sie verfolgten ihn und Ihre Versicherungen seien nur Schlingen, in denen Sie ihn fangen wollten, um ihn den Gerichten zu übergeben. Sie müssen selbst kommen, ihn von diesem Wahne zu heilen. Wenn Sie meinen Brief erhalten, so versäumen Sie keine Stunde, aber bringen Sie diejenigen Papiere mit, welche ihn überzeugen können, daß die Gefahr vorüber ist.“

Wolfgang glaubte der Gräfin diesen Liebesdienst

nicht versagen zu dürfen. Rasch entschlossen packte er die nöthigen Reise-Effekten zusammen, nahm Abschied vom Pfarrer und ging.

Gerne hätte er sich in den Alpen aufgehalten, um vor dem völligen Eintritte des Winters noch die großartige Natur zu genießen, aber der Gedanke, daß die arme Gräfin die Stunden bis zu seiner Ankunft zählte, gab ihm Flügel. Nur, was sich ihm von selbst auf dem Wege bot, das genoß er in vollen Zügen. Bald lagen die Schneehäupter der Alpen hinter ihm und sein Blick senkte sich hinab auf das glückliche Land, an welchem der fröstelnde Herbst noch keinen Antheil hatte.

Zehntes Kapitel.

Die Grafen von Feilenhauer leben auf dem alten Stammsitze fort.

Wolfgang befand sich endlich im Lande der Blumen, der Poesie und der schönen Künste; über seinem Haupte wölbte sich der ewig blaue Himmel Italiens. Wie oft hatte er gewünscht, dieses herrliche Land zu sehen und wie wenig hatte er daran gedacht, daß sein Fuß es so bald und in solchen Verhältnissen betreten werde. Er sah Rom, die Königin unter den Städten, aber er weilte nicht lange, denn jede Stunde, die er zögernd verlor, war dem Kranken gestohlen.

Nach langer Fahrt lag im goldenen Sonnenscheine die Villa Maldoni, wo er Cedernstein finden sollte, vor seinen Augen. Eine lange Doppelzeile von Pinien führte zu dem stattlichen, mit Park und Mauern umschlossenen Gebäude. Klopfenden Herzens, froh, daß er als Glückbringer kam, durchschritt er die schattigen Gänge und gelangte zu einem Springbrunnen, dessen funkelnder Strahl in ein weites Marmorbecken zurückrauschte.

Auf dem Rande des Balkons saß die Gräfin Isabella mit umflortem Auge; sie hatte geweint. Als sie

den Fuß des Nahenden auf dem Kies des Weges hörte, schaute sie auf und kam ihm entgegen. „Herr Graf," sprach sie mit ungeheuchelter Freude, „ich bin wohl die erste auf italienischem Boden, welche Sie mit Ihrem neuen Titel begrüßt?"

„Sie sind es wirklich," antwortete Wolfgang, „aber ich begreife nicht, wie Sie in der Ferne von dem unterrichtet sind, was sich in Kesselsheim begeben."

„Das Geheimniß ist leicht gelöst," antwortete sie; „die Wiederherstellung Ihres Adels hat so großes Aufsehen erregt, daß die Blätter dieses Landes die Nachricht ausführlich mittheilten. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu."

„Wie geht es dem Herrn Grafen?" fragte Wolfgang. „Zum Erbarmen!" gab sie zur Antwort. „Nachdem er eine Zeit lang genesen, haben seine furchtbaren Phantasien wieder Macht über ihn gewonnen. Folgen Sie mir!"

Sie führte ihn durch eine Reihe von Gemächern. „Warten Sie hier," lispelte sie, indem sie einen Vorhang aufhob und in ein kleines Gemach schlüpfte. Er sah den Grafen auf einem Ruhebette liegen; seine Gestalt war abgemagert, seine Augen lagen tief in den Höhlen und seine Stimme klang rauh und heiser.

„Bist du es, Isabella?" fragte er.

„Ich bin es, Wallram. Wie fühlst du dich?"

„Vortrefflich, Isabella, vortrefflich. Die Raben bekommen ein fettes Mahl an mir, mein Körper geht alle Tage mehr in die Breite. Aber sprich nicht so laut. Das Dienstvolk argwöhnt schon lange etwas; ein einziges Wort macht das Maaß voll und dann ist alles verloren. Wie werden sie lachen, wenn der Cedernstein hinausgeschleppt wird, ein Seil am Halse, die Hände auf dem Rücken gebunden. Ich sehe es schon, wie die ganze Residenz zusammenläuft, wie sie jubeln und schreien, daß ein Graf gehängt wird. Der Sennisheim ist voran, er steht in erster Reihe. Sieh, wie er teuflisch lacht und sich über meinen grausigen Tod freut,

weil ich ihm das Rechenexempel verdorben! Lach nur, an dich kommt auch die Reihe! Schade, daß ich dann nicht mitlachen kann! Schau, Isabella, alle Fenster sind besetzt; mit den Augen allein können Sie noch nicht genug sehen, sie bewaffnen sie mit Brillen und Operngucfern. Die im Spiel am meisten von mir gewonnen haben, lästern am lautesten. Da kommt der Hängemann; ich habe ihn oft gesehen, aber ich dachte nicht, daß er auch mir die Kapuze über die Augen ziehen würde."

„Wallram, Wallram," schluchzte die Gräfin; „ermanne dich, du bist hier in Sicherheit, in meiner Obhut; Niemand ist da, der dir etwas zu Leide thun will."

„Niemand? das ist doch sonderbar; da müßte ja die Welt so verdorben sein, wie ich selbst. Wenn sie noch Sinn für Gerechtigkeit hat, dann muß sie mich vernichten."

„Die Menschen sind weniger schlimm, wie du glaubst, Wallram."

„Nein, Isabella, die Menschen sind schlimm und ich bin der schlimmste. Platz, da rückt der Buchenwald vom Berge herab; drohend wenden sich die Aeste gegen mich und jedes Blatt wird zu einem Gesichte, das mir die Zunge entgegenstreckt. Platz, Isabella, die Bäume erdrücken mich."

Er sprang auf, schlug wüthend um sich und flüchtete von einer Ecke des Zimmers in die andere. Erschöpft fiel er endlich auf das Lager zurück, winkte Isabella zu sich heran und lispelte: „Sie sind vorüber, aber sie werden wieder kommen. Setz dich, Isabella, ich will dir eine Geschichte erzählen, aber du mußt sie tief in dein Herz verschließen; außer dir darf sie kein Mensch erfahren. Es war einmal ein reicher Mann, der viele Aecker, Wälder und Wiesen besaß, aber zu seinem Glücke fehlte noch ein Wald. Da bot er große Summen, aber der Eigenthümer gab ihn nicht. Der reiche Mann ertränkte seinen Aerger in kostspieligen Festen und im Spiele, aber er fand keine Ruhe. Nach und nach wurde sein Gut geringer, schwere Schulden drückten ihn er

sah die Zeit voraus, wo er keine Scholle mehr sein nannte. Da kam der reiche Mann auf einen verfluchten Gedanken; er zog sich einen Fälscher groß. — Hast du's gehört, einen Fälscher. Nun war es dem reichen Mann eine Kleinigkeit, den Wald zu bekommen und seine Schulden zu bezahlen. Der Fälscher schrieb ihm den Namen, den er brauchte, unter einen Kaufbrief und machte ihm falsche Banknoten."

„Ich kenne diese Geschichte," sprach die Gräfin, „du hast sie mir oft erzählt."

„Habe ich? und du weißt, wer der reiche Mann war?" Isabella nickte.

„Tritt mich mit Füßen, Isabella, denn ich selbst war jener reiche Mann. Wäre der Holzhacker nicht gewesen, so hätte ich den Wald gehabt und die Bäume wären nicht lebendig geworden. Aber der Holzhacker ist ein Hexenmeister; er hat auch die Buchstaben lebendig gemacht. Es sind ihrer sieben und sie tanzen des Nachts wie sieben Todtengerippe um mein Lager, klappern mit den dünnen Beinen und sprühen Feuer aus den Augenhöhlen. Wenn sie kein Feuer sprühen, kann man tief in diese Höhlen hineinschauen. Sie sind wie weite Brunnen, in denen die falschen Banknoten aufgeschichtet liegen. Unten drunten sitzt der Holzhacker und schüttelt sie durch einander. Horch, da ist er wieder. Er ruft die Nummern aus und schreit mit einer Stimme, welche durch das ganze Königreich dringt: Graf Cedernstein hat die Noten gemacht, Graf Cedernstein muß an den Galgen!"

„Wallram besinne dich," bat Isabella mit aufgehobenen Händen, „Wolfgang will dir nichts Böses."

„Haha, nichts Böses! Er muß, mag er wollen oder nicht! Der Ritter mit dem zerschlagenen Schädel hat es ihm geboten; er würde ihn mit seinen eisernen Handschuhen würgen, wenn er's nicht thäte. Der Wyrich hat seit tausend Jahren einen Span mit mir und den muß Wolfgang ausfechten. Ich glaube, er wird mir ebenfalls den Schädel einschlagen. Recht wäre es schon, aber ich fürchte mich vor den entsetzlichen Schmerzen."

Isabella faßte seine Hand; es war ihr ein Gedanke gekommen. „Wallram," sprach sie, „wenn er wirklich solche feindlichen Gesinnungen hegte, sollte es kein Mittel geben, ihn zu besänftigen?"

Der Kranke stutzte und sann hin und her: „Ich glaube doch," sprach er langsam, „wenn ich Holzhacker würde und er Graf, dann vielleicht; aber es ist nicht sicher. Und, Isabella, ich will kein Holzhacker werden, weil die Bäume lebendig sind. Ein Fälscher bin ich, aber kein Mörder; das ist der Sennisheim, nicht ich. Ja, der Sennisheim würde sich nichts daraus machen, die lebendigen Bäume niederzuschlagen."

„Woher weißt du, daß Sennisheim ein Mörder ist?"

„Ich habe die Leiche gesehen. Er hat ihn erschlagen, um sein Geld zu bekommen. Laß den Kerl laufen, zeige ihn nicht an; er rächt sich sonst."

Die Gräfin faßte die Hand des Kranken noch fester und lispelte: „Wallram, ich glaube, Du könntest Dir den Wolfgang noch billiger versöhnen. Wie wäre es, wenn Du ihm den Wald zurückgäbst?"

„Den Wald kann ich nicht zurückgeben, denn die Bäume haben ihren eigenen Willen. Da muß erst ein Zauberspruch darüber gethan werden."

„Man könnte ihn ja thun lassen."

„Meinst Du? Wer sollte es thun?"

„Ich denke Wolfgang selbst."

„Ja, wenn der will, der kann es, denn er hat von dem todten Ritter das Geheimniß erfahren."

„Soll ich ihm schreiben?"

„Nein, schreiben hilft nichts; Du mußt selbst hin. Binde Dir unter jede Sohle einen Buchensplitter, so kannst Du schneller fliegen, wie der Sturmwind und Du bist im Augenblicke da. Ich bin auch heute Nacht hinübergeflogen, denn ich hatte ein Geschäft in meinem Thurmzimmer, aber der Holzhacker stand mit der Axt davor und ließ mich nicht hinein."

Die wilden Phantasien, welche unaufhörlich seinen

Geist durchströmten, ermüdeten seinen Leib, die Augen fielen ihm zu, und schon halb eingeschlafen, flüsterte er noch: „Fliege fort und bringe gute Botschaft zurück.“

„Welch' ein schrecklicher Zustand,“ flüsterte sie, als sie zu Wolfgang in's Gemach trat. „Wenn es nicht bald gelingt, die Nebel von seinem Geiste hinwegzunehmen, so wird er in unheilbaren Wahnsinn verfallen.“

Wolfgang war ebenfalls der Meinung, daß man für jetzt auf seine Hirngespinnste eingehen müßte, und nun wurde ein Plan entworfen, wie ihm beizukommen sei. Sie meinten, wenn erst das Mißtrauen geschwunden sei, welches er gegen Feilenhauer hege, so würden sich seine fixen Ideen leichter verlieren. Darauf also mußte hingearbeitet werden.

Als er aus seinem Schlafe erwachte, stand die Unterredung, welche er mit seiner Gattin gehabt hatte, noch lebhaft vor seinem Gedächtnisse. Er sprang auf, schaute zum Fenster hinaus und sprach zu sich selber: „Sie ist eine kluge Frau und weiß jedes Ding richtig anzufassen. Sie wird den Holzhacker freundlich gestimmt haben.“

Isabella trat leise hinter ihn und berührte seine Schultern. „Wallram,“ sprach sie, „es ist gelungen, der Zauber ist gesprochen, die Bäume stehen wieder fest auf ihren Wurzeln.“ Ein Schimmer der Freude ging über sein Antlitz; sich zu ihr niederbeugend, fragte er: „Zürnt er mir noch?“

„Nicht so sehr, aber er will den Wald haben.“

„Und dann?“

„Hierherkommen und Dir freundlich die Hand drücken.“

„Du bist ein kluges Weib, Isabella. Wir wollen ihm den Wald lassen. Ueber Kurz oder Lang würden die Geister desselben doch wieder lebendig werden und mich verfolgen. Thue ihm das zu wissen.“

„Vielleicht würde er mir nicht glauben, Wallram; es ist besser, Du schreibst einen Brief an ihn, in welchem Du förmlich Verzicht leistest. Hier ist Papier, nimm die Feder und schreibe.“

Der Kranke setzte sich nieder und machte einige Krätze. „Da ist es schwarz auf weiß,“ sagte er. „Der Teufel

wollte mir die Feder aus der Hand reißen, aber ich habe fest gehalten und nun ist es mir, als wenn eine schwere Last von meinem Herzen gefallen wäre. Laß den Boten Tag und Nacht reiten, und wenn er Wolfgang mitbringt, dann sage ihm, dem Anfange solle auch der Fortgang folgen."

„Was meinst Du damit?"

„Ich will Edernstein und den alten Kometen niederbrennen, dann gehen die bösen Geister zu Grunde, welche mich verführt haben. Die Steine aber will ich zu Staub zermalmen und im Weine trinken, damit keine Spur von ihnen übrig bleibt."

Am folgenden Tage brachte die Gräfin einen Brief von Wolfgang, worin er volles Vergessen des Vorgefallenen gelobte und versprach, in den nächsten Tagen selbst nachzukommen.

Im Geiste des Kranken war nach Durchlesung der wenigen Zeilen eine Veränderung vorgegangen; er schien wieder eine Idee von Zeit und Raum zu haben, denn zwanzigmal des Tages ging er an's Fenster und fragte, ob Wolfgang noch nicht zu sehen sei. Isabella aber hielt es für gut, daß er den Gedanken der stattgehabten Versöhnung eine Zeit lang mit sich herumtrage, ehe ein neues Experiment mit ihm vorgenommen werde. Als aber am folgenden Tage sein Verlangen nach dem Ersehnten immer größer wurde, rief sie Wolfgang herbei.

Als er in das Zimmer trat, betrachtete ihn der Graf mit einem mißtrauischen Blicke von der Seite und er wich ihm scheu aus, als er ihm näher kam.

„Herr Graf," sprach Wolfgang, „Sie haben mir den Wald zurückerstattet; ich komme, um Ihnen zu danken, denn Sie haben mich zu einem sehr glücklichen Menschen gemacht. Hier ist die Hand der Versöhnung. Zählen Sie künftig auf meine Freundschaft und auf meine Bereitwilligkeit, Ihnen jeden Dienst zu leisten."

Wallram verlor nun seine Scheu, reichte ihm die Hand und flüsterte: „Ist der Galgen fertig?"

„Er war fertig, aber ich habe ihn niedergerissen und verbrannt."

„Du wolltest mich also nicht hängen sehen?"

„Jetzt nicht mehr; was zwischen uns lag, ist vergeben und vergessen."

„Du willst mir jeden Dienst leisten?"

„Jeden, der Ihnen Nutzen bringen kann."

„Dann zeuge für mich, daß ich kein Fälscher bin."

„Das Zeugen ist nicht mehr nöthig. Die Geister des Waldes hatten mich in alle Ihre Geheimnisse eingeweiht und mir auch die Orte angezeigt, wo sich die gefahrbringenden Dinge befanden. Ich muß gestehen, daß ich die Absicht hatte, mich an Ihnen zu rächen; da aber kam der Brief und mein Zorn war dahin. „Der Graf soll nicht verderben," sagte ich zu mir selbst. Eiligst stieg ich auf das Thurmzimmer und vernichtete die Steine und die Banknoten. Ebenso that ich im Kometen, dann eilte ich hierher, um Ihnen zu sagen, daß jede Gefahr beseitigt ist."

Cedernstein hatte aufmerksam gelauscht; bei Nennung der beiden Orte, von denen er nur allein Kenntniß zu haben glaubte, zuckte er heftig zusammen, und er brach in Freudenjubel aus, als er hörte, daß die Zeugen seiner Schuld entfernt seien.

„Nun Frau, lasse auf der Stelle das gemästete Kalb schlachten," rief er, „denn dieser muß bewirthet werden."

Nachdem er seine Freude ausgetobt hatte, überfiel ihn wieder die körperliche Schwäche und er schlief ein. Am folgenden Tage, als er die Augen aufschloß, war eine noch größere Veränderung an ihm zu bemerken; er lächelte still vor sich hin und zählte beständig an den Fingern.

„Was zählst Du?" fragte die Gräfin.

„Wenn wir die neue Herrschaft nicht hätten," gab er zur Antwort, so würde ich nicht im Stande sein, den Schaden, den ich angestiftet, wieder gut zu machen. So aber gehts. Wir wollen sie verkaufen und die falschen Scheine einlösen. Nur eines ängstigt mich dabei: Die Sache wird Aufsehen erregen und vielleicht kommen sie dann doch auf den Thäter. Was mich an-

geht, so wollte ich Strafe und Schande ohne Murren leiden, aber Du, Isabella, Du würdest dem Schimpfe erliegen."

Die Gräfin fiel ihm schluchzend um den Hals und erzählte ihm, was Wolfgang gethan. Seine Augen öffneten sich weit, sein Herz pochte, er vergoß heiße Thränen und begehrte Wolfgang zu sehen. „Guter, braver Mensch," rief er ihm entgegen, „Du hast einen Verbrecher erlöst. Ich glaube, gestern war mein Verstand noch umnachtet, aber heute sehe ich klar und begreife die ganze Größe deines Edelmuthes. Ist es denn wirklich wahr, daß meinem Haupte keine Gefahr mehr droht und daß auch jene Armen entschädigt sind, welche meine Habsucht und meine Leidenschaften in's Verderben stürzten?"

„Alles ist so, wie Ihre Gattin es Ihnen gesagt." Da faltete der Graf seine Hände und betete aus tiefster Seele ein Dankgebet.

„Laßt uns heimeilen," sprach er dann. „Ich muß mich auf der heimischen Scholle überzeugen, daß Ihr die Wahrheit sprecht. Wenn Zweifel und Ungewißheit mich wieder erfassen, so bricht der gemarterte Geist aus der Hülle und ich verfalle rettungslos dem Wahnsinne."

Die Reisekoffer wurden gepackt; am nächsten Tage schon verließen sie die Villa und reisten langsam und mit vielen Unterbrechungen den Alpen zu. Rascher zu reisen ließ des Grafen Gesundheit nicht zu; aber er kräftigte sich mit jedem Tage mehr und als endlich die Alpen vor ihnen auftauchten, da fühlte er sich wieder stark, wie vor seiner Krankheit.

„Prächtiger Mensch," sagte er zu Wolfgang, „durch deinen Edelmuth allein bin ich geistig und körperlich gerettet worden. Womit kann ich so viel Wohlthaten vergelten?"

„Dadurch, daß Sie mit Ihrer Gemahlin zuweilen in meiner Grafschaft vorsprechen."

„In deiner Grafschaft? Wie soll ich das verstehen?"

Wolfgang erzählte ihm, wie alles gekommen und daß er mit Cedernstein ein und desselben Geschlechtes sei. Wie er ihm früher alle Papiere vorgelegt hatte,

woraus er entnehmen konnte, daß alle Gefahr vorüber sei, so ließ er ihn auch jetzt Einsicht von seinem Diplom nehmen und nannte ihn seinen lieben Vetter.

„Nein, nicht Vetter, Sohn sollst du mir sein, Feilenhauer von Kesselsheim!" rief der Graf. „Der Himmel hat uns keine Kinder geschenkt, wo könnte ich ein besseres finden, als dich? Deine enge Grafschaft soll sich erbreiten, denn du wirst mein Erbe sein. Die Güter des Wyrich mit dem zerschmetterten Schädel werden wieder in die rechte Hand zurückkommen. Gott, Gott, wie verblendet war ich, daß ich dem Gelde nachjagte und thörichten Leidenschaften fröhnte. Der Wald, den ich vergebens an mich zu reißen versuchte, wird doch dem Geschlechte gehören, und der alte Helferich wird nicht mehr an den Grenzen stehen und höhnisch über meine Begierden lachen."

Der Winter herrschte schon mit strenger Kälte in der nordischen Heimath, als sie ankamen, aber Cedernstein fühlte sich so warm im Herzen, daß die äußere Temperatur an ihm vorüberglitt. Alle Tage wurde es ihm fröhlicher zu Muthe; jemehr er sich überzeugte, daß sein Name in der Fälschungsgeschichte nicht genannt worden war, desto mehr Zuversicht gewann er und als der Frühling seine Blüthen wieder über Feld und Wald streute, da lebte er aus der alten Lethargie von Neuem auf. Gleichwohl lag immer eine dunkle Schwermuth auf seinem Gemüthe, denn er mußte sich immer sagen, daß er doch ein großer Verbrecher bleibe, wenn er auch in den Augen der Welt ein rechtschaffener Mann sei. Selbst Isabella vermochte es nicht, die Falten von seinem Gesichte hinwegzustreichen; die Herzensfröhlichkeit war für immer dahin. Nur wenn Wolfgang kam, lebte er wieder auf und was er am ersten Tage gesagt, das wiederholte er häufig: „Du bist mein Kind und erbst nach meinem Hingange alle Güter. Wahre sie besser, als ich es gethan, dann werden dir auch böse Gedanken und Anschläge fern bleiben."

Nachdem noch einigemale eine Nachsendung an den Hof nöthig geworden, schienen all' die falschen Banknoten eingelöst, es kamen an die Kassen keine mehr zum Einwechseln. Das war eine rechte Freude für Isabella und auch vom Herzen des geplagten Grafen nahm es den letzten Rest der aufreibenden Furcht hinweg, aber fröhlich wurde er auch jetzt noch nicht. „Mein Leben habe ich verzettelt," rief er oft im Unmuthe aus. „All' mein Dichten und Trachten war nur auf Erwerb und Genuß gerichtet, aber der Erwerb hat mich nicht befriedigt und der Genuß nicht gesättigt. Könnte ich noch einmal in meine Jugend hinabsteigen, wie anders wollte ich die Zeit und den Reichthum nützen! Jetzt ist es zu spät, ich kann mich nicht mehr zu energischer Thätigkeit aufraffen. Wenn auch die Folgen meiner bösen That gnädig an mir vorübergegangen sind, so ist doch der Wurm im Herzen nicht zum Schweigen zu bringen; unaufhörlich nagt er mir im Gewissen und ruft mir mit Donnerstimme meine Verbrechen zu. Da fehlt die Thatkraft zum Schaffen und was Gutes geschaffen werden soll, das muß ich meinem Sohne überlassen.

Beide trösteten ihn mit freundlichen Worten, aber es machte keinen Eindruck auf ihn. Sein täglicher Gang war zur Kirche nach Kesselsheim, wo er früher nur ein seltener Gast gewesen. Dort suchte er stets das Muttergottesbild aus der Linde auf und lag stundenlang vor demselben auf den Knieen. „Nur unsere liebe Frau zur Linde kann mir helfen," sagte er; „sie ist ja die Trösterin aller Betrübten und die beste Vermittlerin bei ihrem Sohne."

Die feste Zuversicht betrog ihn auch nicht; nach und nach wurde er ruhig; der Schlaf stellte sich ein und sein Lebensabend wurde der eines fröhlichen Greises.

Wolfgang trug sich um diese Zeit mit dem Plane, die alte Burg seiner Väter wieder aufzubauen. Was von dem Reste erhalten werden konnte, blieb stehen und der Neubau sollte möglichst dem alten Burghause gleichen, wenn er auch wenig in die neue Zeit paßte. Das

Schaffen begann mit großem Eifer, die Steinmetzen kamen von allen Seiten, und des Messens, Zeichnens, Klipperns und Mauerns war kein Ende.

Jacob Feldenberg, dem der alte Helferich in frühern Zeiten den Christbaum bereitet hatte, wurde schon jetzt zum Castellan ernannt, denn ein treuer Mann, der ein wachsames Auge auf die Arbeiter hielt, war nothwendig. Und Jacob füllte seine Stelle aus, wie es kein Anderer gethan hätte. Als der Bau in die Höhe stieg, kamen die Leute von allen Seiten, um ihn zu sehen. Alle fanden die Arbeit und die Ausführung tadellos, aber über eines schüttelten sie die Köpfe. Wolfgang hatte nämlich die Anordnung getroffen, daß seine Hütte wieder-auf und mit hineingebaut und in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten wurde. Wenn er gefragt wurde, warum das geschehe, gab er zur Antwort: Die Hütte soll meine Wohnung bleiben und mich vor Uebermuth bewahren. In dieser Hütte haben meine Vorfahren ein armes, aber redliches und glückliches Leben geführt. Wenn ich sie fehlen ließ, würden meine schönsten Erinnerungen schwinden und vielleicht würde ich vergessen, daß ich in meinen jungen Jahren genöthigt war, mit der Axt mein tägliches Brod zu verdienen."

Nach zwei Jahren stand der stolze Bau fertig da. Wallram schaute ihn zufrieden lächelnd an und sprach: „Eines fehlt noch, mein Sohn, der Schmuck der Wände durch Künstlerhand. Erlaube mir, daß ich das besorge, denn es drängt mich, dir eine Geschichte in Bildern zu hinterlassen." Wolfgang ging darauf ein, aber er mußte das Versprechen ablegen, ihn ganz allein gewähren zu lassen.

Da schrieb Cedernstein einen Brief an den jungen Spalding und seine Mutter, bekannte freimüthig sein begangenes Unrecht, bat um Verzeihung und gab ihm den Auftrag, das neue Schloß mit den Werken seines Pinsels zu schmücken.

Spalding hatte sich um diese Zeit bereits einen berühmten Namen erworben und es fehlte ihm nicht an Aufträgen, aber er ging dennoch auf den Wunsch des Grafen ein und rüstete sich sogleich zur Abreise.

Als er ankam, räumte ihm Wallram den Cometen ein. Wie er in jüngeren Jahren dort unbewußt zur Ausübung eines Verbrechens beigetragen hatte, so sollte er jetzt zu einem guten Zwecke helfen. Lange besprachen sie sich über den Inhalt der Compositionen. Wallram's Lieblingsgedanke war es, auf den Wänden des Schlosses seine allmählige Verderbniß und seine Besserung darstellen zu lassen, aber Willibald wollte dazu die Hand nicht bieten, weil dadurch die Schuld des Grafen durch alle Geschlechter verewigt worden wäre. Nun kam man überein, die Trennung und die Wiedervereinigung der beiden Stammlinien zum Vorwurfe zu nehmen.

Der Bildercyclus begann mit dem Auszuge Wyrich's nach dem gelobten Lande und endigte mit der Adoption Wolfgang's. Dieser Gedanke war ein sehr glücklicher, denn er lieferte reichen Stoff zu einer Menge prachtvoller Bilder, die dem neuen Schlosse zu Kesselsheim für alle Zeiten zu einer großen Zierde gereichen mußten.

Während Spalding seine Compositionen entwarf und ausführte, wuchs die junge Linde im Schloßhofe, die Wolfgang auf den Platz der alten hatte setzen lassen, fröhlich empor und versprach Lebenskraft genug, um in Zukunft das Muttergottesbild in seinem Holze aufzunehmen. Da das einstweilen noch nicht möglich war, so ließ es Wolfgang in einem marmornen Altare aufstellen, den er unter der Linde anbringen ließ.

Endlich legte Spalding die Palette aus der Hand, seine Arbeit war fertig und Wolfgang konnte seinen Einzug halten. Wallram, welcher den Bau wie sein eigenes Werk betrachtete, lud den ganzen Adel der Umgegend zu dem Einweihungsfeste ein; es war das erste Mal nach seiner Krankheit, daß er wieder Gesellschaft um sich sah. Wie freute er sich, daß er gesühnt hatte, daß er wieder aufsehen durfte zu den Männern, vor denen er sonst erröthend den Blick niedergeschlagen! Aber die Aufregung war zu groß für ihn, sein ge-

schwächter Körper, seine kaum eingelullte Seele ertrugen den lauten Lärm der Fröhlichkeit nicht mehr.

Verstohlen winkte er dem Sohne. „Bringe mich hinaus," flüsterte er, „und laß den Pfarrer von Kesselsheim kommen."

Wolfgang erschrak, als er ihm in's Antlitz sah, denn es trug schon jetzt den Stempel des Todes.

„Betrübe Dich nicht," sprach der Graf leise, „es ist mir ja mehr gewährt worden, als ich jemals hoffen durfte. Ich sterbe ohne das Brandmal der Schande; der letzte Cedernstein stirbt im friedlichen Gemache, nicht am Holze des Fluches, wie er es verdiente und wie es recht und billig wäre. Danken wir dafür dem Allgütigen, der es in seiner Barmherzigkeit also gewendet."

Wolfgang hatte ihn auf ein Ruhebett niedergelegt und eiligst Boten zum Pfarrer und zu Isabellen gesendet. Beide kamen noch frühe genug, seine letzten Seufzer in Empfang zu nehmen.

Als drinnen im großen gemalten Saale die Geigen am lautesten schrieen und die Paare lachend im Tanze sich drehten, da ging Cedernstein mit geläutertem Herzen und unter dem Gebete seiner Lieben zum Himmel hinauf.

Wolfgang wollte der lauten Lust wehren, aber der Sterbende winkte ihm mit der Hand und flüsterte leise: „Laß sie, mein Sohn, es ist ja so schön, daß mein Ende von herzlichem Lachen und nicht von grausigem Fluchen begleitet wird."

Wallram von Cedernstein liegt im Grabgewölbe des neuen Schlosses; sein Sarg steht neben demjenigen des Grafen mit der zerschmetterten Hirnschale.

Isabella lebte ihrem Gatten noch viele Jahre nach, hochbeglückt in der kindlichen Liebe des spätgewonnenen Sohnes. Der junge Graf aber suchte seinen Reichthum nützlich zu machen und wurde der Segen der ganzen Gegend. Von den alten, herrlichen Buchen durfte ihm keine berührt werden, sie sollten nur der Natur zum Opfer fallen. Was er dem alten Helferich versprochen, das hielt er wie einen heiligen Eid.

Inhalt.

Herchenbach, Wilhelm,

Ein untergegangenes Grafengeschlecht Erzählung für Volk und Jugend : Mit vier Stahlstichen

Regensburg 1868